



Die Zukunft einer kritischen Ethnologie Lateinamerikas

Ein Literaturbericht

Cristian Alvarado Leyton

Abstract. – People of Latin America are gaining ever more attention in the US due to their rising visibility. Two recently published comprehensive works of critical anthropologists on Latin America both reflect this occurring change and provide important insights into contemporary social processes. By focusing on four central issues – politics of identity and essentialism, groups in between whiteness and difference, violence, the experiential space “Latin America” – this review article shows that critical anthropology offers substantial contributions to the study of Latin America and to the discipline in general, while expressing the conviction that a politically committed analysis heightens anthropology’s relevance.

Cristian Alvarado Leyton, M.A. (Hamburg 2001), Dr. phil (Hamburg 2006); Lehrbeauftragter am Lateinamerika-Zentrum der Universität Hamburg. – Feldforschung zu Deutsch-ArgentinierInnen in Buenos Aires. Arbeitsschwerpunkte: Beziehungen und Macht, Identität/Differenz, Eliten, Weißsein, Geschichte der Ethnologie. – Publikationen u. a.: “‘Writing Culture’ – in einem Aufsatzwettbewerb deutsch-argentinischer Schulen” (In: C. Alvarado Leyton und P. Erchinger [Hrsg.], Identität und Unterschied. Zur Theorie von Kultur, Differenz und Transdifferenz. Bielefeld 2010); “Über die Notwendigkeit weder zu vergessen noch zu verzeihen. Ein Plädoyer ad hominem” (In: C. Alvarado Leyton [Hrsg.], Der andere 11. September. Gesellschaft und Ethik nach dem Militärputsch in Chile. Münster 2010); s. auch Zitierte Literatur.

Es sind zwei hervorragende Werke zur Ethnologie Lateinamerikas erschienen: die Monographie “The Anthropology of Latin America and the Caribbean” von Harry Sanabria (2007) und der von Deborah Poole (2008) herausgegebene Sammelband “A Companion to Latin American Anthropology.” In beiden Werken werden zentrale soziale Entwicklungen in Lateinamerika und disziplininterne De-

batten aus einer kritischen Perspektive heraus diskutiert, wobei sie häufig zu innovativen, aber immer provokativen Antworten kommen.¹

Das relativ zeitgleiche Erscheinen zweier umfassender Diskussionen neueren ethnologischen Wissens über Lateinamerika zeigt an, dass dieser Kontinent im Machtzentrum der internationalen Ethnologie, den USA, stetig an Bedeutung gewinnt. Dies liegt auch an der seit den 1980er Jahren zunehmenden demografischen, politischen und medialen Präsenz lateinamerikanischer ImmigrantInnen in den USA. Der sprichwörtliche Hinterhof der USA, in seiner Bedeutung für die USA wegen der Gebietsannexionen, Monroe-Doktrin, Wirtschaftsbeziehungen und ständigen politisch-militärischen Interventionen mit keinem anderen Kontinent vergleichbar, ist demografisch in das Haus eingezogen und gewinnt dadurch auch an wissenschaftlichem Interesse.

Die in diesem gesellschaftlichen Kontext angefertigten Werke Sanabrias und Pooles sind informativ und originell – nicht nur weil sie mutige Neubestimmungen der Ethnologie vornehmen und sich dabei teilweise experimenteller Zugangsweisen zu wichtigen sozialen Prozessen und Erfahrungen in

1 Poole, Deborah (ed.), A Companion to Latin American Anthropology. Malden: Blackwell Publishing, 2008. 544 pp. ISBN 978-0-631-23468-5. (Blackwell Companions to Anthropology, 6) Price: € 135.00.

Sanabria, Harry: The Anthropology of Latin America and the Caribbean. Boston: Pearson Education, 2007. 430 pp. ISBN 978-0-8173-5427-5. Price: € 37.39.

Lateinamerika bedienen, sondern weil sie ausgehend von ihren Analysen mögliche Pfade künftiger ethnologischer Zusammen-/Arbeit aufweisen. Schließlich vermeiden beide Verantwortliche einen quasi regionalidiotischen Bias und rekurren fortwährend auf allgemeine Entwicklungen in der internationalen Ethnologie, die sie meisterhaft mit spezifischen Konstellationen in Lateinamerika zu verbinden wissen. Allein aus diesem Grunde sind beide Werke unbedingt empfohlen.

Das Interesse beider Publikationen richtet sich auf eine theoretisch fundierte, positionierte Diskussion sozialer und politökonomischer Prozesse in Lateinamerika, von Macht- und Gewalterfahrungen, des Verhältnisses von ethnografischer Repräsentation, ethnologischer Begrifflichkeiten und Kultur-differenzen, der Funktion von Kulturkritik für die ethnologische Analyse, gegenstandsbestimmender und methodologischer Erörterungen zum Ort der Ethnologie in den Wissenschaften und der Bedeutung immer stärker werdender einheimischer Ethnologien für das Wissensfeld "Ethnologie Lateinamerikas". Insofern handelt es sich bei beiden Werken mehr als um Lehrbücher im eigentlichen Sinne systematischer Aufbereitungen eines kanonisierten Wissens, da sie historisch informierte Diskussionen hochaktueller Problematiken und Konstellationen leisten, die zur Selbstpositionierung auffordern und keine scheinbar neutrale Wissensbank liefern wollen. Sie haben die "sachlich"-deskriptive Aufschreibweise "ethnografischer" Daten für eine stärker selbstreflexive aufgegeben, in die der gesamtgesellschaftliche Metadiskurs und die eigene, auch politische Positionierung der jeweiligen AutorInnen eingearbeitet wird.

Der chronologisch zuerst erschienene Band von Harry Sanabria ist schon an sich eine außerordentliche Leistung, da er mit seiner – bis auf ein Kapitel selbst verfassten – Synthese der Ethnologie Lateinamerikas ein jahrzehntelanges Desiderat füllt, zumal er sich gegenständlich nicht auf Indigene beschränkt, d. h. die Mehrheitsbevölkerung strukturell integriert. Das Besondere an Deborah Pooles Band ist, dass 30 AutorInnen in 25 Beiträgen eigenwillige, nicht durch eine Herausgeberinnenperspektive eingeschränkte, sich teilweise widersprechende Beiträge liefern. Die auf unterschiedliche Weise erzielte Komplexität – bei Sanabria durch eine heterogenisierende Schreibweise, bei Poole durch die Differenz der Ansätze und Forschungserfahrungen von einheimischen wie fremden EthnologInnen – ermöglicht eine beeindruckende Offenheit ethnologischer Analyse gegenüber widersprüchlichen Gesellschaftsprozessen und anderslautenden Interpretationen.

Ich wende mich im Folgenden zunächst der Form, den formal-thematischen Gemeinsamkeiten und Differenzen beider Werke sowie den eingeschlagenen Richtungen der beiden Verantwortlichen zu (1). Anschließend diskutiere ich die in ihren Werken prominenten Argumente zu Identitätspolitik und Essentialismen (2.1), zu sozialen Gruppen zwischen Weiß- und Anderssein (2.2), zur Gewalt (2.3) sowie zum Verhältnis von Ethnologie und dem Erfahrungsraum "Lateinamerika" (2.4), um mit einem Ausblick auf die Zukunft einer kritischen Ethnologie Lateinamerikas zu schließen.

1 Formen und Interessen

Harry Sanabria, Kind puerto-ricanischer EinwanderInnen in die USA (16, Fn. 3), lehrt an der Universität Pittsburgh und ist Spezialist für den bolivianischen Andenraum, wo er v. a. zu Kokakonsum und -produktion gearbeitet hat. Anstoß für die Publikation seines gut 450 Seiten ausmachenden "textbook" (xiv) sei gewesen, für Lehrzwecke kein aktuelles, theoretisch geleitetes Überblickswerk zur Region vorgefunden zu haben, das der kolonialen wie der gegenwärtigen Erfahrung gerecht wird (vgl. xiii ff.).

Sanabrias Arbeit, die von zwei Ressourcen im Internet – pdf-Dokumenten mit Listen von Internetseiten, Filmen und Testfragen – ergänzt wird,² ist unterteilt in zwölf thematisch gefasste Kapitel. Der Autor hat keine Buchstruktur angegeben, doch könnten die Kapitel in drei ungleiche Teile gefasst werden: Der erste Teil ist allgemein gehalten und der Ethnologie sowie Geografie Lateinamerikas und der Karibik gewidmet (Kap. 1–2). Der zweite Teil ist historisch angelegt und führt in zwei Kapiteln von der Vor- und Frühgeschichte über die aztekischen und inkaischen Staaten (Kap. 3) zur Conquista und die bis ins 19. Jahrhundert reichende Kolonialzeit (Kap. 4). Die verbleibenden acht Kapitel könnte man unter einer Ethnologie der Jetztzeit fassen, wobei Sanabria die Themen Rasse und Ethnizität, Gender und Sexualität, Religion im Alltagsleben, Gesundheit und Krankheit, Nahrung und Kultur, Globalisierung, Populärkultur und schließlich Gewalt und Erinnerung behandelt (Kap. 5–12).

Sanabria erteilt damit einer klassischen durchgängigen Einteilung nach gesellschaftlichen Bereichen wie Wirtschaft, Politik usw. oder alternativ nach Ethnien eine Absage. Hier fällt also schon auf, dass indigene Gruppen für den Autoren nicht

2 Siehe <<http://www.pearsonhighered.com/educator/product/Anthropology-of-Latin-America-and-the-Caribbean-The/9780205380992.page>> [18.08.2010]

vorrangig sind, er sie vielmehr als in größere Kollektive integrierte Gruppen darstellt. Deshalb tauchen sie in den thematischen Kapiteln unvermittelt auf, etwa wenn Sanabria die Bedeutung von Meerschweinchen (260 ff.) im Kapitel über Nahrung oder den boomenden Differenzkonsum von geldkräftigen TouristInnen im Kapitel zum Tourismus diskutiert (s. u.). Sein im klassischen Sinne unsystematischer Ansatz führt dazu, dass Sanabria gängige Formulierungen wie „economic anthropology“ usw. nicht verwendet, statt dessen nur Spezialisierungen, also „anthropology of food“, „... the body“, „... emotions“ nennt, auch im Glossar (417). In dem Index findet sich nicht einmal mehr das Stichwort „kinship“. In dieser Anlage zeigt sich Sanabrias These zur disziplinären Zukunft der Ethnologie, doch dazu später mehr.

Sanabria hat jedes Kapitel relativ ähnlich aufgebaut. Zunächst führt er mit historischen Daten in das Kapitelthema ein, um es dann in mehreren Unterabschnitten anhand konkreter Beispiele aus der Gegenwart zu diskutieren. Hierauf folgt ein mit „Controversies“ betitelter Abschnitt, in dem wissenschaftliche Debatten und/oder gesellschaftliche Problematiken entfaltet werden, so etwa die Menchú–Stoll-Debatte in dem Kapitel zu Gewalt oder die Erinnerungskonflikte im „Jubiläumsjahr“ 1992 in dem Kapitel zur Eroberungsgeschichte. Danach kommt ein Exkurs zur USA, um das jeweilige Thema bei lateinamerikanischen ImmigrantInnen zu verfolgen, z. B. die Voudoupraxis in Brooklyn oder die in den USA medial stereotypisierte Arbeitsposition von Latinas als Hausangestellte. Beendet wird jedes Kapitel mit drei Unterpunkten: einer knappen Zusammenfassung, der von Marjorie Snipes verfassten Rubrik „Issues and Questions“ mit drei bis vier Fragen zu den Kapitelthemen und einer kurzen Liste der im Kapitel genannten „Key Terms and Concepts“. Außerdem weist fast jedes Kapitel mehrmals die Rubrik „In Their Own Words“ auf, in der in einem grafisch abgesetzten Textfeld längere Zitate aufgeführt werden. Bis auf das fünfte Kapitel „Cultural Politics of Race and Ethnicity“ – verfasst von Patrick C. Wilson, Spezialist für das ecuadorianische Amazonasgebiet – stammen alle Kapitel aus der Feder Sanabrias. Das Buch enthält neben einem Index und Glossar eine Literaturliste von ca. 1.100 Publikationen.

Eingangs skizziert Sanabria, in einer Art Selbstauskunft, seine politökonomische Perspektive, die sich durch die Kritiken forme, dass 1. Macht und soziale Ungleichheit zentral zu berücksichtigen sind, 2. die analytische Trennung ideeller und materieller Lebensbereiche Einsichten verzerrt, weil sie in Wechselbeziehung stünden, 3. lokale Realitäten

nur Sinn machen, wenn sie in den weiteren Kontext, vom regionalen bis zum globalen, eingebettet werden, 4. Geschichte für ein Verständnis gegenwärtiger Prozesse unabdingbar ist und schließlich 5. Subjekte trotz aller Zwänge „active agents“ bleiben (xiv). Die Einsicht in die hohe intrakulturelle Variabilität, die der sozialen, politischen und wirtschaftlichen Ungleichheit geschuldet sei (6 f.), formt daher Sanabrias Schreiben, das immer versucht, den „lived experiences“ (213) gerecht zu werden.

Daher kritisiert er fortlaufend überkommene, ethnografisch informierte Bilder, indem er sie auf ihre Entstehung hin kontextualisiert und mit weiteren ethnografischen Daten differenziert, so etwa bei den Bedeutungen und Praktiken des Mann- und Frau-Seins (163–168, 279–297), den lokalen Unterschieden in „heiß–kalt“-Nahrungsklassifikationen (274 f.) oder den klassenbeeinflussten unterschiedlichen Deutungen des Militärputsches in Chile (363 f.). Sanabrias fortwährender Bezug auf Individuen dient auch der Bildkritik, weil ihre Praktiken „the extent to which prevailing (and often stereotypical) ideologies are at odds with what actually occurs ‘on the ground’“ (161) zeigten. Diese Bildkritik thematisiert dabei die mediale Rezeption und gesellschaftlichen Folgen ethnografischer Bilder, z. B. des Yanomami-Bildes von Chagnon (305–309). Bei der im Schlusskapitel diskutierten Menchú–Stoll-Debatte führt er LeserInnen geschickt in die neueren Debatten über ethnografische Repräsentation oder die Bedeutung der Subjektposition für die Wissensproduktion ein (380 f.).

Ferner ist sein Buch kulturkritisch angelegt. So verweist er fortlaufend auf die Herrschaftsfunktion medial propagierter „dominanter“ Normen der Eliten (z. B. 161, 164), was strukturell dazu führt, dass Eliten für ein ethnologisches Überblickswerk ungewöhnlich präsent sind.³ Insbesondere im Kapitel über Gewalt, in welchem er unablässig auf die grauenvollen Konsequenzen der US-Außenpolitik für viele Menschen in Lateinamerika verweist, wird Sanabrias kulturkritischer Stil deutlich (s. v. a. 245 f., 356 f., 358, 361 f., 364, 370, 418). Seine Betonung von Gewalt folgt aus dem Bestreben, dieser für Lateinamerika (und den Rest der „Dritten Welt“) zentralen Erfahrungsdimension gerecht zu werden, deren Untersuchung von LateinamerikanistInnen wie Philippe Bourgois, Antonius Robben, Nancy Scheper-Hughes und Michael Taussig in der westlichen Ethnologie mit etabliert wurde.

3 Etwa in ihrer wichtigen Rolle für die Vermarktung der Karnevale in Trinidad und Bahia zwecks Differenzkonsums (325, 329) oder für die soziale Akzeptanz des Tangos in Buenos Aires (334).

Seine Kultur- und Bildkritik verbindet sich mit dem politökonomischen Ansatz, was die Bedeutung von intrakulturellen Stratifizierungen und Differenzen verstärkt, so z. B. wenn er soziopolitische Umbrüche in Kuba, Chile und Nicaragua von ihren Auswirkungen auf medial vermittelte Gender-Normen für Frauen diskutiert (153–156). Wie schwierig die Umsetzung einer differenzsensiblen Schreibweise bei großen Datenmengen ist, zeigt sich, wenn Sanabria, wohl aus Raumgründen, Candomblé, Santería und Voudou nicht einzeln bespricht, sondern hin und her springt (201–206), was er implizit mit der Abschnittsüberschrift “African Heritage” legitimiert, dabei aber wiederholt auf ihre Unterschiede verweist (202, 204).

Es fällt sehr auf, dass Sanabria die ausgewählten Themen meist konkret diskutiert, einzelne Menschen in den Vordergrund nimmt und sie durch Namensnennung und soziale Verortung im gesellschaftlichen Ganzen plastisch macht (z. B. 188f.). So widerspricht er der wissenschaftlichen These eines *marianismo*, eines quasi pan-lateinamerikanischen Gender-Modells für Frauen, mit drei Beispielen einzelner Frauen, die sowohl Widersprüchlichkeiten als auch Umdeutungen scheinbar unkonformer Handlungen anzeigen (152f., 157ff., 171). Er schließt hier mit der Einschätzung, dass solche unkonformen Praktiken verbreiteter waren als die “stereotypical accounts of gender in Latin America and the Caribbean would have most believe” (159). Immer wieder durchkreuzt Sanabria ethnologische Verallgemeinerungen mit sozialen Differenzen, die die von ihm gesetzte Bedeutung individueller Erfahrungen und Praxis für die ethnologische Arbeit vermittelt.

Sein Ziel, “to convey ‘voices’ of both authors as well as the peoples they study” (xv), lässt Sanabria schon eingangs erwähnen, dass sich in seinem Buch mehr Zitate als in anderen “textbooks” fänden (ebd.; s. z. B. 105 ff., 197 ff.). Dieses Ziel verleiht Sanabrias Ausführungen eine antiobjektivistische Stoßrichtung. Fortwährend verweist er auf den Dissens über jeden ethnologischen Befund, kommentiert er viele genannte Werke quellenkritisch (z. B. 66, 147, 160, 167, 217), was die pluralistische Qualität ethnologischer Arbeit wunderbar wiedergibt. Gleich im ersten Kapitel zur Ethnologie führt Sanabria die LeserInnen in die Pluralität ethnologischer Praxis ein, die anschließend durch den Punkt “Debatten” strukturell thematisiert bleibt. In der ersten Debatte diskutiert er die Einsichten und methodischen Innovationen von Oscar Lewis’ und Nancy Scheper-Hughes’ Arbeiten zur Armut, um aufzuzeigen, wie unterschiedliche theoretische Perspektiven widersprüchliche Ergebnisse zeitigen – ohne dass Sana-

bria zwischen richtig und falsch entscheidet, dies den LeserInnen überlässt (7–15). Übernimmt er erkennbar die Position anderer – z. B. wenn Sanabria die offizielle Religion der Inka- und Aztekenstaaten für den Erfolg ihrer militärischen Expansion und sozialen Etablierung als erklärungskmächtig ansieht (68 ff.) –, dann nennt er eine Quelle “for a dissenting perspective” (70). Dazu kommen selbstkritische Passagen, etwa wenn Sanabria vor der Periodisierung und Klassifikation sozialer Evolution in der Vor- und Frühgeschichte mehrere “caveats” anführt, um sich dann seinen Weg durch deren konstruktivistische Gemengelage zu bahnen (52 f.). Sanabrias Interesse an Differenzen fügt sich sehr gut mit dieser durchgängig betriebenen Quellenkritik sowie selbstreflexiven Kritik von Ansätzen, Konzepten, Modellen, Interpretationen und Daten zusammen (z. B. 25, 53, 83, 161 f., 173 f., 197–200, 314 f., 349 f., 347 f., 378). Gerade hier lässt sich der Wert seines Werkes für die Arbeit mit Studierenden erkennen, ist doch die Quellenkritik eine für Studierende im deutschsprachigen Raum zu wenig angebotene Übung.

Ungewöhnlich – und im deutschsprachigen Raum nicht gut angesehen – ist seine an Cultural Studies erinnernde Thematisierung der “Populärkultur” (Kap. 11), mit Ausführungen zu Sport, Karneval, Musik und Fernsehen. Hier kritisiert der Autor, dass EthnologInnen die Populärkultur zu wenig untersuchen würden (315). Anders jedoch als in der Cultural Studies-Tradition, die auf Medienprodukte konzentriert sei, bestünde die Rolle der Ethnologie in der empirischen Arbeit vor Ort, etwa um deren These des Widerstands über kritischen Medienkonsum zu überprüfen (s. 316, 340). Es fällt gerade in diesem Kapitel auf, dass Sanabria konsequent interdisziplinär arbeitet und über ein breites Wissen verfügt, da er viele nicht ethnologische Quellen – aus Geschichte, Soziologie, Literatur- und Medienwissenschaft, Politikologie, ergänzt von literarischen Werken, Spiel- und Dokumentarfilmen – zu verarbeiten weiß. Dies erleichtert es Sanabria, den traditionellen ethnologischen Schwerpunkt von Indigenen auf die Gesamtbevölkerung der Region zu verlagern.

Weiter fällt auf, dass er seinen Gegenstand kulturell-geografisch zweiseitig ausgeweitet hat, zum einen um die Karibik, Zeichen einer Neubewertung in der US-amerikanischen Ethnologie,⁴ zum anderen um die USA, deren aus Lateinamerika immigrierte Bevölkerung heute die größte Minderheit des Lan-

4 So hat die Society for Latin American and Caribbean Anthropology der AAA erst 2005 “Caribbean” in ihren Namen aufgenommen. 2007 zog das seit 1989 erscheinende *Journal of Latin American Anthropology* nach.

des darstellt. Sanabria wendet damit das innovative Konzept “The Américas” an (22), das ich weiter unten diskutiere.

Der Sammelband von Deborah Poole, 2008 veröffentlicht, vereinigt sowohl “fremde” EthnologInnen aus den USA und Großbritannien als auch einheimische lateinamerikanische EthnologInnen, wobei beide Gruppen nahezu gleich stark vertreten sind. Schon dieser Umstand ist, so weit ich sehe, für ein im Westen erschienenenes ethnologisches Überblickswerk sehr ungewöhnlich. Poole ist eine ausgewiesene Fachfrau für den zentralen Andenraum und hat sich mit Studien visueller Repräsentationen von Indigenen sowie zu sozialen Formen kapitalistischer Ökonomie hervor getan. Sie lehrt an der Johns Hopkins Universität, dessen Department für Ethnologie eines der Zentren kritischer Ethnologie darstellt.

Der Sammelband Pooles umfasst 24, in drei Teile geordnete Kapitel und eine kurze Einleitung der Herausgeberin. Wie Sanabria, vermeidet Poole ein Raster nach Ethnien oder herkömmlichen Gesellschaftsbereichen und arbeitet mit spezifischen thematischen Kapiteln. Der erste, mit “Locations” betitelte Teil widmet sich in acht Kapiteln den Ethnologien in Argentinien (Claudia Briones und Rosana Guber), Bolivien (Rossana Barragán), Brasilien (Mariza Peirano), Kolumbien (Myriam Jimeno), Ecuador (Carmen Martínez Novo), Guatemala (Brigittine M. French), Mexiko (Salomón Nahmad Sittón) und Peru (Carlos Iván Degregori und Pablo Sandoval). Sie fokussieren auf die Wechselbeziehungen zwischen staatlichen Institutionen, Regierungspolitik und ethnologischer Wissensproduktion, wobei einfache Porträts vermieden werden. Die acht Kapitel sind sehr unterschiedlich: mal diskutieren die AutorInnen stärker die Ethnologien *in* bestimmten Ländern (Jimeno/Kolumbien, Peirano/Brasilien, Martínez/Ecuador), mal die Ethnologie *über* diese (Degregori/Sandoval über Peru, French/Guatemala), mal stehen die akademischen Verankerungen und Wechselwirkungen zwischen ethnologischer Arbeit und politischen Prozessen im Vordergrund (Briones und Guber zu Argentinien, Nahmad/Mexiko, Barragán/Bolivien).

Der zweite und mit neun Kapiteln längste Teil “Debates” beinhaltet Arbeiten, die Poole (6) zufolge einige der Schlüsseldebatten darstellen, die die ethnologische Arbeit in Lateinamerika thematisch und konzeptionell “beleben” würden. Die neun Artikel sind über Rasse (Peter Wade), Sprache und Nation (Penelope Harvey), “Legalities and Illegalities” (Mark Goodale), Grenzen und Rassifizierung/Souveränität (Ana M. Alonso), “Postconflict”-Studien (Isaias Rojas Pérez), Alterität am Beispiel von Verwandtschaft und Gender (Olivia Harris), pharmazeu-

tische Wissenspolitik / Ethnologie der Wissenschaft (Cori Hayden), das Verhältnis von Agrarreformen und *peasant*-Konzept (Linda J. Seligmann) sowie das am Beispiel Mexikos diskutierte Verhältnis von Statistik und Ethnologie (Casey Walsh).

Der dritte Teil, “Positions” genannt, enthält sieben Beiträge zu: indigener Ethnologie (Stefano Varese, Guillermo Delgado und Rodolfo L. Meyer), Afro-Latinos/as (Jaime Arocha und Adriana Maya), einer Rekonzeptualisierung von “Lateinamerika” (Lynn Stephen), einer Studie zum nordargentinischen Chaco als regionale Tradition ethnografischen Schreibens (Gastón Gordillo), Überlegungen zur künftigen Arbeit der Ethnologie in Lateinamerika, diskutiert anhand der wachsenden Autonomie von Indigenen in Brasilien (Alcida Rita Ramos), ein Kapitel zur forensischen Ethnologie (Victoria Sanford) und schließlich, zugleich Ausblick und Prognose, ein Beitrag über die “Collaborative Anthropologies in Transition” (Charles R. Hale). Ein relativ langer Index (26 Seiten) beendet den Band.

Während Sanabria mehr auf ethnografische Daten abzielt, die mit individuellen Beispielen konkretisiert werden, steht in Pooles Band das theoretisch Allgemeine im Vordergrund, wobei nicht nur die “achievements, but also the difficulties of ‘doing anthropology’ in Latin America” (5) diskutiert werden. Das Besondere an diesem Band ist Pooles Aufforderung an die AutorInnen zu verdanken, die Themen von ihren eigenen Arbeiten aus anzugehen statt “comprehensive overviews or summaries” zu schreiben (6), auch damit LeserInnen die unmittelbare Verbindung von spezifischen subjektiven Feldforschungserfahrungen und der ethnologischen Wissensproduktion über Lateinamerika nachvollziehen können (6).

Bei Poole fällt auf, dass viele der AutorInnen versuchen, von der kritischen Diskussion neuerer Forschungen, von Kontexten, Differenzen und Machtbeziehungen aus künftige Wege ethnologischer Arbeit zu denken. Auch hier ist die Kulturkritik zentral, wieder v. a. an der intervenierenden Unterstützung und Initiierung militärischer und wirtschaftlicher Gewalt in Lateinamerika seitens der US-Außenpolitik (z. B. 2, 257, 328, 410, 438 f.), insbesondere in Alonsos hervorragendem Artikel zur US-mexikanischen Grenze, Rassifizierung und “Souveränität” (vgl. 231 ff., 237, 240, 242, 246). Die pluralistische Qualität wissenschaftlicher Arbeit wird bei Poole mittels der unsystematischen Form autorInnengeleiteter Kapitel angezeigt und verstärkt durch eine allgemein differenzsensible Perspektive “to show the richness and heterogeneity of work” (Hayden: 304; s. z. B. auch 101, 462). Die damit eingeladene Widersprüchlichkeit und Selbst-

positionierung steigert sich durch die hegemonial politische Auffassung ethnologischer Arbeit in Lateinamerika (vgl. Poole: 2), die direkt seitens der beteiligten lateinamerikanischen AutorInnen in das Buch einfließt und indirekt der kritischen Ausrichtung der Herausgeberin und ihrer AutorInnen geschuldet ist. Auch ihr Band weist daher die Polyphonie als zentrales Charakteristikum auf.⁵

Formal betrachtet sind beide Bände gut editiert, in den Texten und jeweiligen Literaturlisten finden sich nur wenige nennenswerte Uneinheitlichkeiten und Fehler. Poole ist als Herausgeberin nicht aufgefallen, dass sich bei Rojas (255, 270) drei Zeilen wörtlich wiederholen, was kein guter Stil ist. Der einzige schwerwiegende Fehler ist, dass Rojas (254f.) und Sanford (487) für die Opfer der argentinischen Militärdiktatur die aus dem ersten, 1984 veröffentlichten "Nunca más"-Aufklärungsbericht genannte Anzahl von 10.000 Menschen referieren, während Briones und Guber (12) die heute als Opfer anerkannten 30.000 Menschen nennen (vgl. CONADEP 2008: 8, 297). Ärgerlich bei Sanabria ist eigentlich nur, dass in seiner Literaturliste mehr als zehn zitierte Arbeiten nicht aufgeführt sind, v. a. aus dem von Wilson verfassten Artikel zu "Race and ethnicity". Bei Poole ist der trotz der Detailliertheit und Länge mangelhafte Index kritikwürdig. So ist etwa die in ihrem Band virulente Rede über "Weißsein" im Index nicht entsprechend verarbeitet worden, auch wenn bereits für hiermit zusammenhängende Nennungen 13 Stichwörter aufgeführt sind. Schlagwörter fehlen auch für vielgenannte wichtige Namen; diese Mängel schränken die Brauchbarkeit des Indexes ein.

Angesichts der wissenschaftlichen Güte beider Werke fallen die wenigen editorischen Mängel aber nicht ins Gewicht. Ihren inhaltlichen Aussagen werde ich mich nun exemplarisch zu.

2 Diskussionen und Thesen

Die wichtigste inhaltliche Differenz zwischen beiden Werken liegt darin, dass Poole trotz der erwähnten Meidung eines Ethnienrasters mit ihrer AutorInnenwahl den Schwerpunkt auf Indigene gelegt hat, während Sanabria grundsätzlich die Gesamtbevölkerung Lateinamerikas thematisieren will. Die zweite wichtige inhaltliche Differenz folgt aus Pooles Berücksichtigung von einheimischen latein-

amerikanischen EthnologInnen, die in "westlichen" Überblicksarbeiten ihresgleichen sucht.⁶ Sanabria hat dies unverständlicherweise unterlassen; in seiner umfassenden Literaturliste finden sich nicht einmal klassische Arbeiten von einheimischen EthnologInnen, etwa von Guillermo Bonfil Batalla, Larissa Lomnitz oder José María Arguedas. Gerade seine kritische Bemerkung zur weltweiten Wissensasymmetrie infolge neoliberaler Globalisierung (283) ließe es doch für wünschenswert erscheinen, die einheimischen Ethnologien substantiell zu berücksichtigen.

Von den zahlreichen Diskussionen und Thesen konzentriere ich mich im Folgenden auf diejenigen, die ich in beiden Werken als wichtigste herausgestellt sehe. Hier mache ich vier umfassende Forschungsaspekte lateinamerikanischer Realität aus und beginne mit Identitätspolitik und Essentialismen.

2.1 Identitätspolitik und Essentialismen

Auch wenn Indigene in Lateinamerika heute eine demografische Minderheit unter vielen darstellen, haben sie in der "Conquista" als Andere des iberischen Selbst den prominenten Ort in der Imagination Lateinamerikas eingenommen, der sich in der Ethnologie bis heute reproduziert.

Vielfach aufgesuchter Bezugspunkt der AutorInnen ist, dass nach langen, in den 1960er Jahren einsetzenden politischen Kämpfen und organisatorischen Vernetzungen indigener Gruppen die Landesparlamente von 16 lateinamerikanischen Ländern und Kanada bis zum Jahre 2000 ihre Verfassungen geändert haben und Indigene, z. T. auch Afro-Latinos/as, international einklagbare Rechtsansprüche erhielten (Stephen: 436). Diese beinhalten den Gemeindebesitz von Territorien und Bodenschätzen sowie die "kulturelle" Souveränität über ihre Sprachen, Gebräuche und materiellen Objekte. Das rechtliche Eingeständnis, eine multikulturelle Nation zu sein, hat das Selbstbild Lateinamerikas radikal verändert, weil die hegemoniale Gesellschaftsideologie des "mestizaje" damit konterkariert wird.

Das politische Korrelat dieser für indigene Gruppen positiven Entwicklungen sind die fast zeitgleich einsetzenden neoliberalen Gesellschaftsumbauten, die bei den AutorInnen für Unbehagen sorgen. So

5 Poole schreibt, der Band "offers ... a cross-section of voices speaking from within the varied spaces occupied by Latin American anthropologies ... in which political commitment and polemic have never been conceived of as outside the domain of anthropology" (7).

6 Um diese ungewöhnlich hohe Teilnahme von EthnologInnen aus Lateinamerika sicherzustellen, hat Poole Mittel für Übersetzungen organisiert (xiv). Hier zeigt sich ein Wandel im Umgang mit fremdsprachlichen Arbeiten in der AAA und ihrer Leitung (s. Dominguez 2008).

wird zum einen kritisiert, wie die von internationalem Recht erzwungene Anerkennung der Autonomie- und Landrechte indigener Gruppen eher der Anspruchsbegrenzung dient als dem Minderheitenschutz (Hale: 504). Hale zufolge habe es daher im Kontext der negativen sozialen Konsequenzen neoliberaler Reformen ein „disenchantment“ indigener Gruppen gegeben, v. a. in Ecuador und Bolivien, so dass sie sich in einer Radikalisierungsphase befänden und ihre Suche nach politischen und wirtschaftlichen Alternativen intensivierten (513). Zum anderen wird vermehrt auf die seit den 1990er Jahren sprunghaft angestiegenen „Kommodifizierungen“, die Verwandlung kultureller Produkte zu Waren verwiesen, die im gestiegenen Differenzkonsum nicht nur von TouristInnen, sondern auch von Landsleuten gekauft werden und ursächlich auf Essentialisierungsprozesse zurückgehen.

Für beide Prozesse wird die entscheidende Bedeutung indigener Sprachen herausgestellt, stellen doch für viele AutorInnen die linguistischen Studien von indigenen Intellektuellen und EthnologInnen eine wichtige Basis des indigenen Ethnonationalismus mit seinen Essentialismen dar (vgl. in Poole 2008: 32, 40, 116 f., 129, 386 f.). Unintendiert hatte das Summer Institute of Linguistics (SIL) daran Anteil, weil es zwecks Missionierung die linguistische Aufnahme indigener Sprachen förderte, was sie aber „as valid systems of thought, even for theological, and broader political communication“ legitimierte, wie Varese et al. (382) in ihrem Beitrag zur indigenen Ethnologie schreiben. Ihnen zufolge weisen nicht zufällig einige der radikalsten indigenen politischen Anführer im Amazonas eine Ausbildung zum Prediger seitens des SIL auf (382).

Solchen Interaktionen zwischen Wissenschaft und Politik geht Barragán in ihrem Beitrag zur Ethnologie in Bolivien nach. Ihre These ist, dass die lokale ethnologische Forschung, an der ausgebildete Indigene teilnehmen, Konzepten wie *ayllu* eine wissenschaftlich begründete Legitimation verschafft habe, die dazu beitrug, dass indigene Organisationen mit diesen Begriffen politisch-soziale Rechte einfordern; auch sei von ihnen die ethnologische Kritik der politökonomischen Unterdrückung der Indigenen aufgenommen worden (49). Der in den 1980er Jahren einsetzende Paradigmenwechsel vom Modell der Klasse zur Ethnizität, der sich der ethnohistorisch ausgemachten historischen Tiefe gegenwärtiger indigener Praxis verdankte (33), ermöglichte Barragán zufolge die Verbindung heutiger indigener Gemeinden mit ihrer inkaischen Vergangenheit. So konnte ethnologisch verdeutlicht werden, dass heutige „ethnische Regionen“ denen des 16. Jahrhunderts ähneln (32, 43). Dies ließ den

multiethnischen Inkastaat zum Symbol der Vergangenheit *und* eines Zukunftsprojektes werden, das es den indigenen Gruppen zudem ermöglichte, sich von der Idee einer bolivianischen Mestizenidentität abzusetzen (44). Die auch ethnologisch ausgelöste Bewegung „from the denial of all things ethnic to their current prestige and political centrality“ ist es, die heute bolivianische Politik wie Ethnologie bestimme (49).

Barragán unterschätzt hier aber m. E. die Rolle der von ihr kaum erwähnten (35), noch nicht lange historisch untersuchten indigenen Rebellen und Aufstände (vgl. Varese et al.: 389) für die Erstarkung der indigenen Bewegung Boliviens. Dies würde die von ihr hervorgehobene Bedeutung der Beziehung zwischen EthnologInnen und indigener Bewegung abschwächen, aber dennoch ist es ihr gut gelungen, das politische Potential des scheinbar geringfügigen semantischen Statuswechsels vom „Geschlagensein“ (defeated) zu dem des Unterdrückten und Ausgebeuteten herauszustellen (40).

Auch für Sanabria ist die zunehmende Sprachhoheit indigener Gruppen, die sie infrastrukturell in Form eigener Institute und Verlage wie Abya Yala absichern, für das organisatorische Erstarken der indigenen Bewegungen seit den 1980er Jahren wichtig (26 f., 130). Er betont dabei die Bedeutung ihrer kolonialen Erfahrung, denn kein einziger Aspekt zeitgenössischer Lebensweise sei nicht „heavily inflected“ durch die gut 300 Jahre währende Kolonialzeit (103; vgl. 85, 102 ff.). Dies führt Penelope Harvey in ihrem um Sprachnormierungen kreisenden Beitrag zur These, dass indigene Sprachen erst dann zu differenzübergreifenden Identitätszeichen werden konnten, als sie durch die Abstraktion gesprochener Sprache eine zeitlose, „stable rule-governed“ Form erhielten, die ihre Assoziation mit Identität erleichterte (197).⁷ Die Forderung nach bilingual vermittelter Bildung, um auch in der eigenen Sprache und nicht nur „through the cultural lens of the language of power“ (201) zu lernen, musste demnach zentral sein. Martínez behauptet daher in ihrem Beitrag zu Ecuador, dass die bilinguale Erziehung ein Schlüsselmoment für das Verstehen der politischen Kultur und die organisatorische Effizienz der indigenen Bewegungen sei (99).

Hier treten die strategischen Essentialisierungen indigener Gruppen auf den Plan, um die der Artikel Frenchs zur Ethnologie Guatemalas kreist. Während die Kritik von EthnologInnen an Essentialisierung

7 French (116 f.) z. B. bestätigt dies für die „neue“ Pan-Maya-Identität seit den 1990er Jahren, weil erst mit einer normierten Mayasprache (s. u.) die „fundamental essences“ der Mayakultur objektiviert werden konnten.

gen, die der Unterdrückung dienen, eindeutig sei, gebe es keinen Konsens darüber, wie man mit den Essentialisierungen der „Anderen“ umgeht (112). Frenchs These lautet, dass zu Guatemala arbeitende EthnologInnen nicht versuchten, das Paradox des strategischen Essentialismus zu lösen, sondern seine Unlösbarkeit akzeptierten (123). Dies hätte den Vorteil, die Vielzahl der involvierten Akteure, konfligierende Wissensregime und „erasures“ alternativer Identitäten in Essentialisierungspraktiken wahrzunehmen ebenso wie den Einfluss transnationaler Wirtschaftskräfte (109 f.; s. a. 113). Daher würde diese sichtbar gemachte Spannung von mit unterschiedlichen politischen Zielen versehenen Essentialismen die Ethnologie Guatemalas ins Zentrum der allgemeinen Debatte über Essentialisierungen stellen (112).

An Frenchs Beitrag bleibt infolge ihres Gegenstandes – der Ethnologie *über* Guatemala – leider unklar, wie die einheimischen EthnologInnen zu den Essentialisierungen stehen, ganz abgesehen von den vorhandenen Kritiken „fremder“ ForscherInnen wie Hale (512), der selbstkritisch schreibt, dass EthnologInnen interne Widersprüche der Mayabewegung vor der Öffentlichkeit abschirmten (s. a. Rojas: 266). Aber schon Frenchs Thematisierung von „erasures“ bildet zwangsläufig eine Kritik ab, etwa wenn sie die „ausradierte“, für Herrschaftsprozesse und Eliten zentrale Bedeutung des Weißseins thematisiert (118 f.) oder auf die internen Konflikte verweist, die mit den linguistischen Normierungen „der“ Mayasprache einhergehen (117). Ihre Idee, Essentialisierungen nicht zu kritisieren, bleibt daher unverständlich. Insofern teile ich eher die von Harvey (210) ausgemachte Aufgabe ethnologischer Arbeit „in tracking instability and syncretic forms in contexts where purity is asserted from all points of the political spectrum“.

Einen analytischen Akzentwechsel von Essentialisierungen auf die hierdurch ermöglichten Kommodifizierungen kultureller Produkte nehmen Jaime Arocha und Adriana Maya vor. Ihr Aufsatztitel „Afro-Latin American Peoples“ trägt jedoch, weil sie v. a. deren Situation in Kolumbien diskutieren. Sie gehen von der doppelten Bewegung aus, dass die neoliberalen Umbauten zu einer staatlichen Zelebration kultureller Diversität führten, zugleich aber die staatlich anerkannten politischen Rechte schwächten (401). Sobald Gemeinderäte jene Verträge unterzeichnen, die ihnen einen kollektiven Landbesitz zugestehen, werden Gemeinden von Paramilitärs, dem inoffiziellen Arm der Staatsmacht, heimgesucht, weshalb der kolumbianische Staat „forms of cosmetic multiculturalism“ betreibt (418). Nach Arocha und Maya hat die massive

Landflucht einer Kommodifizierung des Afroseins Vorschub geleistet und in Kolumbien „a true ethno-boom“ ausgelöst (414).

AfrokolumbianerInnen, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung auf 26 % geschätzt wird (416), nutzten in ihrer Suche nach Einkommensquellen die essentialistischen Vorstellungen über das Afrosein im Bereich der Nahrung, Fußball, Musik oder Religion. Einige afrokolumbianische Frauen fingen z. B. an, ihre mobilen Kochstände „afrikanisch“ zu kleiden und erzielten damit materielle Vorteile (s. 405, 407 f., 411 ff.).⁸ Kritisch sehen Arocha und Maya die Zukunft, denn es stelle sich die Frage, wie AfrokolumbianerInnen vermeiden können, in diesen Klischees gefangen zu werden „and hence barred from having access to other work and social options that require specialized skills and higher education“ (414). Die von staatlichen und privatwirtschaftlichen Akteuren geförderte Kommodifizierung „schwarzer Kultur“ würde zudem die zeitgleich betriebene Ausgrenzungspolitik verdecken (414). Sie ziehen hieraus den Schluss, dass eine Kulturzerstörung, eine „ethnic annihilation“ durch Kommodifizierung stattfände (418; s. a. 405 f., 411).

Eine Schwierigkeit, die afrokolumbianische Bevölkerung sichtbar zu machen, um auch „normale“ Bürgerrechte einzufordern, liege dabei in der unterentwickelten Methodik der Zählung, ob über Angaben zur Hautfarbe oder Ethnizität (414 f.). Immer würde jedoch die Selbstdefinition durch die über 400 Jahre währende Indoktrination weißer Überlegenheit erschwert (417). Sie kritisieren auch, dass Afrolatinos/as in US-Zeitschriften noch immer vergleichsweise wenig untersucht würden, trotz des Forschungsbooms seit Mitte der 1990er Jahre (399, 414). Da eine der Hauptquellen ihrer Diskriminierung die ethnografische Unsichtbarkeit sei, wären EthnologInnen also mitverantwortlich (400, 417).

Die Stärke des Beitrages von Arocha und Maya liegt in ihrer kritischen Nachzeichnung der einheimischen Forschungsgeschichte zu Afrokolumbien sowie ihrer begründeten Kulturkritik. Doch gerade weil es sich hier um eines der neueren Forschungsfelder handelt, wäre es gut gewesen, wenn sie Brasilien und die Karibik wenigstens allgemein berücksichtigt hätten. Doch auch für Afrokolumbien haben sie bereits klassische Arbeiten von Wade zu wenig bzw. bei Ecuador wichtige Arbeiten (Rahier, de la Torre u. a.) gar nicht berücksichtigt, ebenso wenig wie die frühen Forschungen von afroameri-

⁸ Sanabria zeigt die Folgen des Differenzkonsums v. a. im Kontext des Tourismus auf, z. B. am „schwarzen“ Karneval in Bahia oder der „ethnischen“ Handwerksproduktion (2007: 328, 284–288; s. a. French 2008: 122).

kanischen EthnologInnen, was sich auch an Sanabria kritisieren lässt (s. Sanabria 2007: 201 f.; vgl. Yelvington 2001: 228). Schließlich fehlt ein Hinweis, wie die angenommenen Selbstessentialisierungen von anderen EthnologInnen wahrgenommen werden, ob sie sie kritisieren, intendiert akzeptieren (wie von French behauptet) oder ihnen analytisch unbewusst aufsitzen, weil InformantInnen mit Patronageleistungen den der Ethnologie eigenen Differenzkonsum befriedigen (vgl. Alvarado 2006: 252–264).

Von einer anderen Seite, als Funktion ethnologischer Konzepte untersucht Seligmann die Identitätsektualisierungen. Zu Beginn ihrer meist auf Peru bezogenen Diskussion der “peasant studies” nennt sie drei Gründe, die deren abrupte Auflösung bewirkt hätten, nachdem sie zwischen 1960 und 1980 ihren Höhepunkt fanden (326): zunächst die Schwächen des “peasant”-Konstruktes selbst, welches ab den 1970er Jahren radikal problematisiert wurde, dann die Misserfolge von Landreformen und Revolutionen und schließlich die “conditions of violence”, die auch Feldforschungen erschwerten. Seligmann kritisiert nun das Konzept ob seiner Simplizität und lässt offen, ob es zu retten oder ob nur noch die hinter diesem Begriff stehende wirtschaftliche Tätigkeit als eine unter vielen untersuchbar sei.

Gerade die Ende der 1970er Jahre begonnene Migrationsforschung hätte zum Niedergang der “Peasant Studies” geführt, weil sie nach Seligmann “the complexity of following and understanding linkages that cut across nations and multiple identities” und die bedeutsame soziale Differenz migrierter gegenüber ländlich verankerten “peasants” anzeigten (344). Zugleich gelingt es Seligmann zufolge nur selten, Fragen der politischen Ökonomie und Kultur simultan zu adressieren; Versuche, die hierfür etwa auf die Begriffe “Identität” oder “Performativität” zurückgreifen, wiesen die begriffsbedingte Schwäche auf, dass die Bedeutung des Arbeitens und der Landbesitzkontrolle verdeckt bleiben (344). Wenn Klassen- und Marktdynamiken stärker berücksichtigt werden, zeige sich, dass die von Landarbeit lebenden Menschen meist nicht selbstsuffizient seien, Landarbeit nur eine sekundäre Lebensstrategie darstelle (337). Hier folgt sie Kearneys Kritik, dass “peasants” essentialisiert wurden, um analytisch zwischen “exchange value” (Lohnarbeit) und “use value” zu unterscheiden, eine analytische Dichotomie, die mehrfache Subsistenzstrategien ausblendet und mittelbar deren ethnologisches Verstehen verhindert (342).

Seligmanns konziser Beitrag zur komplexen Forschungsgeschichte der “peasants” ist ein gutes Beispiel für die Produktivität postmoderner Zweifel,

die sie kritisch über eine etablierte Kategorie und die Alternative einer kategorielosen Untersuchung reflektieren lassen. Seligmann vermag dabei, aus einer Differenzsensibilisierung heraus, erarbeitetes Wissen mit heutigen Perspektiven und aktuellen Fragestellungen zu verknüpfen.⁹ Ihr Artikel ist gut geeignet, die oben erwähnte Verschiebung von Ordnungskategorien ethnografischen Wissens anzuzeigen, tritt ihr origineller Beitrag doch aus dem Bereich der traditionellen Wirtschaftsethnologie heraus. Gewünscht hätte ich mir, dass sie die Arbeiten von José María Arguedas nicht nur oberflächlich berücksichtigt hätte (338), stehen sie doch in vielen Aspekten außerhalb der kritisierten Forschung – alleine als Avantgardist eines Kulturvergleichs peruanischer Landgemeinden mit spanischen, der auf Feldforschungen in den 1950er Jahren beruht, aber bis heute in der westlichen Ethnologie kaum bekannt ist (Arguedas 1968; vgl. Alvarado 2009: Kap. 4) und von Seligmann nicht einmal zitiert wird. Ferner wäre es gerade angesichts ihres Fokus auf Peru wichtig gewesen, wenigstens die vielfältigen Forschungen spanischer EthnologInnen ab den 1970er Jahren, geleitet von Claudio Esteva Fabregat, zu diskutieren, weil ihr Interesse dem Scheitern der Landreformen und den auch durch Migration eröffneten anderen Subsistenzstrategien galt, aber beides in “Peasant Studies” zu inkorporieren suchten (z. B. Contreras 1985).

Dass solche, von Seligmann für “peasants” aufgezeigte Verdinglichungen von Identitäten ins ethnologische Augenmerk rücken, wirft retrospektiv ein Licht auf die von EthnologInnen betriebenen Primitivisierungen ihrer Gegenüber, frühe Folge des Interesses an Differenzkonsum der Ethnologie. In Gordillos herausragendem Beitrag zur Tradition des ethnografischen Schreibens über den Chaco entfaltet er seine These, dass die argentinische Ethnologie durch diese Tradition bis heute geformt wird. Da der Chaco nach Gordillo (449) die “most primitive” der inneren Zonen des Andersseins in Argentinien darstellte, ist sie bis heute “enormously attractive” für EthnologInnen. Er beginnt mit den ethnografischen Arbeiten von Robert Lehmann-Nitsche, einem deutschen Anthropologen, der Korrelationen von physischen und kulturellen Differenzen der Toba feststellen wollte und sie dabei ihres histori-

9 “Those who till the soil are, and have been, major and complex actors in Latin America, whether we choose to call them peasants or laborers on the land, ‘Indians,’ migrants, or community members. ... While the former parameters of peasant studies ... may be too limiting for this day and age, they provide the guidelines for ... research into the interactive dynamics of land, labor, and power within the context of a global setting” (345, 346).

schen und politökonomischen Kontextes entkleidete (450). Auf diese Weise konsolidierte er “the first Argentinean based anthropological construction of the Chaco as an eminently different, mysterious place” (452). Meisterhaft zeigt Gordillo dies anhand eines Massakers an Indigenen 1924 auf, das Lehmann-Nitsche miterlebte, da er vor Ort war – es in seinen ethnografischen Arbeiten aber nicht erwähnte, für Gordillo “a disturbing expression of anthropological silencing” (447). Von hier spannt Gordillo einen Bogen zur phänomenologisch-diffusionistischen Ethnologie, die mit ihrem primitivisierenden “othering” die argentinische Ethnologie bis zur Transition hegemonial bestimmt habe.

Erst die sich in den 1960er Jahren etablierende, relational ausgerichtete Antropología Social hätte mit dem Gegenstand “Primitive” radikal gebrochen und sich thematisch ausdifferenziert (455 f.). Ihr historischer Fokus bewirkte, dass der Chaco “began to be de-exoticized” (456), auch Folge ihres, wie Briones und Guber (23 ff.) schreiben, alternativen Verständnisses einer “strukturellen Alterität”, die sich entlang der sozialen Differenzachsen von Klassen, Alter usw. entfaltet, und damit im Gegensatz zum ehemals hegemonialen Prinzip “radikaler Alterität” prinzipiell variabel ist. Nun konnte das erwähnte Massaker auch ethnohistorisch untersucht werden (457). Doch da sich die Antropología Social als Gegenentwurf zur primitivisierenden Forschung stilisierte, ist sie, so Gordillo, bis heute von der Chaco-Forschung negativ geprägt (461, 447 f.).

Sein Hinweis, Lehmann-Nitsche hätte physische Korrelate der kulturellen Differenz von Toba angenommen (450), führt mich zu den Kategorien biokultureller Identität.

2.2 Sozialgruppen zwischen Weiß- und Anderssein

In Sanabrias Buch kreist Wilson um die Verknüpfung von ethnischer Identität mit rassischer Zugehörigkeit als in der Sozial- und, wie gesehen, Wissenschaftspraxis häufig austauschbare Synonyme (etwa 144 f.). Konsequenter rücken Ideen und vielfältige Praktiken von “race” ins Zentrum der neueren Identitätsforschung. Wilson (129) kritisiert daher, dass die disziplinäre Ablehnung des Begriffs “race” das Ausmaß seiner Bedeutung für Lateinamerika verdunkelt.

Dabei ist es ungemein paradox, dass die Gruppenidentität des Weißseins eine prominente Funktion in der sozialen Praxis in Lateinamerika innehat, denn gerade hier, anders etwa als in Asien, wurden die Grenzen zwischen KolonisatorInnen und Kolonisierten ständig überschritten, was nach Harris

“the uniqueness of Latin America as a postcolonial population” ausmacht, da diese Bevölkerungsmischungen global betrachtet einzigartig seien (279, 282). Die Koexistenz von “race” und “mestizaje” führe dazu, dass Rassenkonzepte in Lateinamerika “sui generis” sind (Wade: 185). Die Physiognomie stellt nach Wade nur einen Faktor dar, neben “appearance, dress, behavior, and, especially, class status” (182). In dieser historisch bedingten kulturellen Besonderheit Lateinamerikas steckt eine Hürde für den Kulturvergleich, weil eine vorschnelle Anwendung der in den USA und Europa entwickelten “race”-Konzepte auf die kontextuell bestimmte, unsystematische Praxis in Lateinamerika analytisch irreführe (Wade: 183 ff.).¹⁰

Dieser Praxis folgen nun auch originelle Vorstellungen “biokultureller Mischungen” in der Rede über Lateinamerika, die Hayden beleuchtet. In ihrem hervorragenden Beitrag zur Ethnologie der Wissenschaft am Beispiel des pharmazeutischen Wissens und der Pharmapolitik in Mexiko untersucht sie, wie sich 1. der wissenschaftliche Diskurs der “Naturgeschichte”, 2. Imaginationen der mexikanischen Nation und 3. Verstaatlichungen der pharmazeutischen Industrie überkreuzen und gesellschaftliche Selbstdeutungen im Kontakt mit europäischen verhandelt und etabliert werden (320). Dabei steht der Begriff der “permeability” im Zentrum, um die wechselseitige diskursive Beeinflussung von lateinamerikanischen und europäischen Intellektuellen in ihren Denksystemen anzuzeigen (306 f., 319).¹¹ Ihre These ist es, dass der Wahrnehmungs- und Klassifikationsmodus der Naturgeschichte eine diskursive Ressource für die Imagination postkolonialer Nation bildete (307, 320), während das lokale emische Wissen nach Europa hin wirkte.

Mit ihrer im Wortsinne interdisziplinären Perspektive zeigt sie souverän auf, wie die Untersuchung der “*flora nacional* [as] an assimilationist narrative” (309) wirkt, das umstandslos in das Narrativ über die “rassische Qualität” der mexikanischen Bevölkerung und Nationalgeschichte wechseln kann, erleichtert durch das in Mexiko hegemoniale Verständnis der Wissenschaft, sie habe die nationale Entwicklung und Modernisierung zu unterstützen. Dieses staatlich-nationale Eingee-

10 Insofern geht dem Kulturvergleich von “race” eine genaue Prüfung emischer Kategorien notwendigerweise voraus, um die Kommensurabilität zu gewährleisten (s. a. Harris: 283; vgl. Klenke 2003: 328, 330).

11 Hieran schließt Hayden (319 f.) eine Kritik der Science Studies und Postcolonial Science Studies an, erstere seien eurozentrisch, während letztere an einer *einseitigen* Perspektive festhielten.

bettetsein fasst Hayden mit dem relationalen Begriff der “vinculación”, um wissenschaftsexterne Beziehungen und Machtverhältnisse anzuzeigen, mittelbar die wechselseitige diskursive Beeinflussung auf konkreter Beziehungsebene. Der Begriff eröffne “a different idiom of relationality and entanglement”, der gegenüber jenen von Hybridität oder “mestizaje” die kulturell-sozialen Dimensionen von Wissenschaft und Technologie verdeutliche (310). Auf diese Weise gelingt Hayden eine ausgezeichnete Studie von Identitätsdiskursen in Mexiko. Bei ihr zeigt sich der Vorteil einer über die Disziplin hinausgehenden Analyse, für die es noch immer nötig zu sein scheint, die zentrale These kritischer Theorie einer wesentlichen Beeinflussung wissenschaftlicher Arbeit durch Gesellschaftsverhältnisse (320) immer wieder neu herauszuarbeiten (vgl. Alvarado 2007).

Das bei Hayden aufscheinende Desiderat einer vergleichenden Geschichte des ethnologischen Diskurses über biokulturelle Identitäten erhöht die Relevanz von Walsh’ wissensgenealogischer Studie. Er untersucht diese Identitätsrede hinsichtlich des “ecological way of thinking”, der Biologie, Kultur und regionale Umwelt interdisziplinär – “integral” genannt – verknüpft und Charakteristikum ethnologischer Arbeit in Mexiko sei (353 f., 363, 367). Seine ausgezeichnete Studie fokussiert auf die formative Phase der “integral, regional, developmental anthropology”, die sich in Mexiko bis heute erhalten habe und angesichts der wiederkehrenden regionalen Probleme neue Forschungswege schaffe (368). Nach Walsh verdankt sich dieser “enzyklopädische” Dreiklang ihrer Geburt aus der merkantilen Statistik, die mehrere Darstellungsmodi vereinte, bevor sich das numerische Paradigma Anfang des 20. Jahrhunderts durchsetzte. Das Interesse des statistischen Berichtes über die Entwicklungen der Infrastruktur, des Handelsaufkommens oder des biokulturellen Europäisch-/Weißseins der Bevölkerung lag nach Walsh darin, dem gesellschaftlichen Fortschritt dienen zu wollen. Daher wurden die Statistiken staatlicherseits z. B. in Bibliotheken der “Ersten Welt” oder in Weltausstellungen ausgelegt, um Investitionen anzulocken (354 f., 357, 361). Die im Paradigmenwechsel “entlassenen” narrativ verfassten Statistikdaten über Menschen und Kulturen hätten Ethnologie und Archäologie aufgenommen, wobei sie in Mexiko deren enzyklopädische und regionale Anlage beibehielten (359).

Da in den frühen Statistiken zur rassischen Identifizierung von Menschengruppen die geografische Herkunft und Berufe verwendet wurden, deutet Walsh (357) dies als “evidence of the importance of class and place to the racial-cultural amalgam that

made up the ‘types’ central to the descriptive project of encyclopedic statistics”, Folge eines lokalspezifischen Verständnisses von “race”. Walsh zeigt anhand einer Arbeit von Manuel Gamio auf, wie dessen ethnografischer Fokus auf eine Region unter Berücksichtigung physiognomischer und ökologischer Merkmale diskursbegründend für die einheimische Ethnologie war. Die mit eugenischen Ideen verstärkte Fusionierung von Rasse mit Kultur sei zentral für Gamios “developmentalist anthropology”, eine Differenz, die ihn von seinem Lehrer Boas unterschied (364). Diese bemerkenswerte Parallele zur deutschsprachigen Ethnologie, etwa zu Hermann Baumann (s. Lackner und Alvarado 2009), ist ein guter Ausgangspunkt für eine vergleichende Geschichte der ethnologischen Rede über biokulturelle Identitäten.

In diesem Themenbereich liefert Alonso den Beitrag, der die USA, neben Sanabrias Exkursen, am stärksten mit einschließt. Sie fokussiert auf diskursive Vermengungen von Rasse und Nation in der Rede über mexikanische Identität in den USA, die geleitet seien von der These einer Superiorität “reiner” weißer Kultur, die sich in der im 19. Jahrhundert entstandenen, auch von Huntington angewandten “ideology of Anglo-Saxonism” verdichtet (231). Alonsos exzellente Studie, in der sie neben Ethnografien weitere Quellen verschiedener Genres, z. B. Cartoons oder Zeitungsartikel, untersucht, leistet eine radikale politökonomische Kritik der auch ethnografisch unterfütterten negativen Bilder von MexikanerInnen als faule, unzivilisierte Menschen usw., bis hin zu Huntingtons Hetzschrift (239, 249), die auch von Sanabria zentral kritisiert wird (2 f.). Nach Alonso fördern diese Bilder die wirtschaftlich lukrative Beibehaltung rechtlicher Illegalität vieler mexikanischer MigrantInnen, denn ihre Betonung des Andersseins sei “a mechanism used to secure a cheap and dependent labor force that can be super-exploited and discarded at will” (246).

Auch wenn die soziale Praxis in der südlichen Grenzregion der USA abstrakte Trennungen von “anderen”, dunklen MexikanerInnen und “weißen” US-AmerikanerInnen ad absurdum führt, sind diese nach Alonso wirkmächtig, weil sie in der US-Gesellschaft kontinuierlich durch Gewalt, institutionelle Mittel, räumliche Absonderungen u. a. bekräftigt werden (236). Vor allem ein “disparagement humor” sei hier für das “othering” bedeutsam, denn Witze, “mock Spanish” (*Hasta la vista baby!*), Karikaturen oder “süße” Cartoon-Figuren wie Frito Bandito z. B. werden nicht als rassistische wahrgenommen (236 ff.). Erschreckend deutlich sind ihre kritischen Diskussionen ethnografischer Arbeiten, etwa von Oscar Lewis, in der sie

die Abwertungen von MexikanerInnen souverän herausarbeitet (241–246). Nun ist es schlüssig, wenn Alonso die “mestizaje”-Ideologie mit ihrer normativ positiven Deutung von “Mischungen” als einen Gegenentwurf zu der im Dienste der “North American imperial ambitions” stehenden Ideologie reiner weißer Kultur ansieht, welcher der Souveränitätsbehauptung dient (245; s. a. Wade: 189; Stephen: 432). Da Alonso auch die Zelebration des “mestizaje”, wie bei Gloria Anzaldúa, kritisiert (248f.), liefert sie eine originelle Kritik des Begriffs “Kultur”, mit dem sich der Rassismus einkleidet, wenn Praxis, Geschichte und Machtbeziehungen in der Kulturbeschreibung außen vor blieben.¹²

Zuletzt geht Hale die Weißsein-Thematik von der originellen Frage an, wie sich die “Beziehungstriade” zwischen US-EthnologInnen, Mestizen und Indigenen im Feld unter dem auch von “race” bestimmten Machtaspekt nach 1945 gestaltet habe.¹³ Er kritisiert, dass die “racialized facet of research relations” (504) ungenügend untersucht sei, obwohl es sich bei der Kategorie “Weißsein” und ihren Normen um “powerful forces in Latin American cultural politics” handle (514). Wichtig für seine idealtypische, als ersten Versuch angelegte Überlegung über die strukturellen Feldbeziehungen ist die Frage nach den historischen Bedingungen, die es EthnologInnen ermöglichten, Subjekte von der Zusammenarbeit mit ihnen zu überzeugen (502), wobei er die Begrenzungen eines solchen Unternehmens selbstkritisch diskutiert (504).

Er macht drei Phasen der “collaboration” aus: In der ersten Phase von ca. 1945–65 arbeiteten weiße US-EthnologInnen mit den Mestizo-Machthabern zusammen. Sie ermöglichten es, von diesen abhängige Indigene als Objekte untersuchen zu können. Nach Hale wurde das “mestizaje”-Paradigma dabei kritiklos übernommen; weder Mestizen noch ihre “mestizaje”-Ideologie galten als eigentlicher Gegenstand der Ethnologie, bei gleichzeitig “little concern for ... Indian agency” (506). In der zweiten Phase von 1965–85 hätte sich im Kontext revolutionärer Bewegungen eine Koalition aus Mestizo-Intellektuellen und EthnologInnen herausgebildet, die die Vormacht der USA kritisierten und eine

stärker egalitäre Beziehung mit Indigenen suchten, aber ohne deren Differenz und spezifische Unterdrückungssituation zu würdigen, da sich die linken Intellektuellen Hale zufolge als sozial gleiche Mestizen verstanden, und das Weißsein mit dem US-Imperialismus verbunden wurde (514). In der dritten Phase, von ca. 1985 bis in die Jetztzeit reichend, hätte im neoliberalen Kontext der “state-driven initiatives of managed multiculturalism” (504) ein Koalitionswechsel stattgefunden: EthnologInnen stellten sich auf die Seite der politisch erstarken indigenen Gruppen und rückten die indigene Politik in den Vordergrund, wobei nun die Mestizen außen vor blieben. Dem wäre eine radikale Modifikation des Verständnisses von sozialer Ungleichheit vorausgegangen,¹⁴ die die Forschung thematisch ausdifferenzierte. Kritisch merkt Hale an, dass diese neue Partnerschaft auf Kosten der Kritik transnationaler Ausbeutungsverhältnisse ging, die der von EthnologInnen besetzten Rolle sozial überlegener GesprächspartnerInnen inhärent sind (512).

Genau an dieser Beziehungsqualität formt sich nach Hale seit dem Anfang des 21. Jahrhunderts eine neue Feldkonstellation, weil Mestizo-Intellektuelle immer mehr bereit seien, den Rassismus der eigenen Gesellschaft/-sideologie zu kritisieren und mit ihren indigenen Landsleuten gleichberechtigt gegen neoliberale Missstände zu kämpfen, wie in Ecuador und Bolivien (s. o.). Hale zufolge kritisieren sie nun gemeinsam die internationalen Machtverhältnisse, deren NutznießerInnen die US-EthnologInnen sind, weswegen die Untersuchung ihres Weißseins, wie das der Mestizen, als Zeichen und Quelle von Privilegien und Macht zentral wird (513f.). Bis auf diesen Hinweis einer notwendigen Kritik des im Weißsein verdichteten transnationalen Machtgefälles, lässt Hale die künftige Rolle der US-EthnologInnen in der Beziehungstriade bewusst offen, wohl auch weil es sich um eine in absehbarer Zeit kaum aufhebbarer Ungleichheit handelt.¹⁵ Er schließt mit der Einschätzung, dass die US-EthnologInnen mit einer neuen “antiimperialistischen” Kritik konfrontiert werden, die radikaler sein wird als die der 1960er Jahre, weil sie jetzt Indigene und Mestizen gemeinsam leisten (514) – und Positionie-

12 Vgl. Alonso (249): “‘Culture’ becomes problematic when it is severed from society, history and concrete human practice. Indeed, it becomes as pernicious as the concept of ‘race.’ This goes against the grain of established wisdom in anthropology, which insists that the concept of culture is more progressive than the concept of race.”

13 Hale (503) folge hier einem “‘racial formation’ approach ... to explore the role that race has played in the creation and reproduction of relations of social inequality, as well as in the contestation and transformation of these relations”.

14 Hale spricht hier von “the need to pluralize our understanding of social inequality, adding race and gender to the central axis of class, and generally paying more attention to how all forms of inequality work through constructions of cultural difference” (510).

15 Vgl. Hale: “Our role as interlocutors of indigenous politics, even when conceived in the most egalitarian of terms, is a little too complicit with neoliberal multiculturalism, and with the persistent power of blanqueamiento ideology, to rest comfortably for long” (515).

rungen der weißen US-EthnologInnen einfordern, ob sie wollen oder nicht.

Hales Überlegungen zu “rassischen” Kodierungen der Feldbeziehungen, um die Machtverhältnisse in der Feldforschung aufzuschlüsseln, sind originell. Seine reflexive Berücksichtigung der Heterogenität verdeutlicht, wie sich in einer postmodernen Ethnologie verallgemeinerndes Denken aus der Kritik heraus formen kann. Dabei lassen ihn die in der Ethnologie ungern betrachteten Machtbeziehungen im Feld erkennen, wie sich ethnologische Methodik und Analysestile durch gesamtgesellschaftliche Prozesse ändern, auch unfreiwillig. Dies zeigt sich vehementer noch in der Untersuchung von Gewalt in Lateinamerika.

2.3 Gewalt

Die Einbeziehung der Gewalt, ihrer Formen und Erforschungen in beiden Werken ist neuartig. Erst jetzt kann auffallen, wie lange Gewalt in der Ethnologie und Ethnografie Lateinamerikas ausgeblendet, ja tabuisiert wurde (vgl. insbes. Sanabria 2007: 351 f., 384; Rojas: 271, Fn. 2). Auch kann erst jetzt deutlich werden, dass Gewalt und ethnografische Wissenschaft nicht selten Hand in Hand gehen,¹⁶ wobei in beiden Werken neben der militärischen und politischen Gewalt auch ihre strukturelle Form, die v. a. mit der neoliberalen Politik verbunden sei (z. B. Seligmann: 325), diskutiert wird.

Vielleicht geht die zunehmende Anerkennung der analytischen Bedeutung von Gewalt in der Ethnologie Lateinamerikas darauf zurück, dass die Anzahl der im Westen vernehmbaren lateinamerikanischen EthnologInnen stetig zunimmt und so ihre verglichen mit Europa und Nordamerika häufigeren Erfahrungen der Gewalt, der “simple reality of dirty wars, human rights violations, lack of participatory democracy, and the creation of suspected subversives” (Stephen: 438) mittelbar an Sichtbarkeit gewinnen. Jimenos Darstellung der Ethnologie in Kolumbien gibt einen guten Einstieg in die Thematik, weil sie diskutiert, wie die virulente Gewalt die Qualität von Feldforschungen beeinflusst (insbes. 86 f.). Die starke persönliche Betroffenheit zeigt sich auch bei Sanabria (2007: 365), wenn er davon berichtet, wie er einen ehemaligen Kommilitonen in La Plata besuchen wollte und erfährt, dass

er von den Militärs “verschwunden” wurde. Sie vermag sein hohes Interesse an Gewalt erklären, das ihn sein Buch mit der mutigen Bemerkung schließen lässt, dass EthnologInnen durch eine kritische Erforschung der Gewalt, ihrer gesellschaftlichen Gründe und individuellen Folgen “can help in constructing a more just and humane future” (384).

Eine solche Bemerkung mag wie eine gute Vorlage wirken, ihn ob seiner Naivität zu belächeln, doch dies würde ungewollt ein Desinteresse an der Gewaltforschung bekunden, was Sanfords hervorragender, berührender Beitrag zur forensischen Ethnologie verdeutlichen kann. Sie schildert darin ihre eigene Teilnahme an der Exhumierung von Opfern einer guatemalteckischen Gemeinde 1994. Seinerzeit war sie Mitglied eines forensischen Teams, das wie andere Teams inner- und außerhalb Lateinamerikas die Struktur des ersten, 1984 in Argentinien gegründeten Teams nachgebildet hat (487). Die luzide Sprache ihres Beitrags lässt einen auch die emotionale Seite einer solchen Arbeit erahnen. Souverän flechtet Sanford generelle Informationen zur forensischen Ethnologie in die Nacherzählung ihrer persönlichen Erfahrungen ein, z. B. die vierstufige Methodologie der forensischen Teams (487 ff.). Ihr Artikel zeigt, dass das narrative Genre einen eigenen wissenschaftlichen Wert hat, weil es der Qualität von Gewalt näher kommen kann als die mehrheitlich positivistische Gewaltforschung mit ihrer verständlichen, aber stark verzerrenden Angstbanung durch quantitative Methoden (Taussig 2003). Zudem gibt dieses Genre Sanford die Möglichkeit, die Narrationen der Menschen (testimonios) gleichberechtigt in ihren Text einzubeziehen (491 f.).

Sanfords Artikel zeigt die Bedeutung der forensischen Arbeit für die Hinterbliebenen an, denen eine Exhumierung ihrer Angehörigen eine Genugtuung gibt, die strafrechtlich meist versagt bleibt. Doch auch für Strafprozesse sind die in “Reports” aufbereiteten forensischen Daten, die die Hinterbliebenen ebenfalls erhalten, zentral (490, 498 f.).¹⁷ Es gibt ihnen einen sozial wichtigen, durch die militärische Gewalt zerstörten Sinn von Gerechtigkeit und Wahrheit wieder, weil ihre ermordeten Angehörigen nicht mehr “wie Hunde” verscharrt sind – ein mehrfach gezogener Vergleich –, sondern würdige Begräbnisse erhalten können, die ihre Existenz und die Gewaltverbrechen unbestreitbar bezeugen (vgl. 493, 497 f.). Hier zeigt sich, dass Sanabrias oben erwähnte Einschätzung eine berechnete ist, denn nach

16 Vgl. Gordillo zur Chaco-Region: “Science and violence became part of the same project of conquest, mobilizing a machinery of knowledge production that required not just the military defeat of those populations but also their conversion into objects of study” (448 f.).

17 Vgl. Sanford: “forensic anthropology is a scientific research tool as well as a vital component in the search for truth and the struggle to end impunity by legal means in Latin America” (487).

Sanford (494) eröffnet die Exhumierung den Hinterbliebenen einen politischen Raum. Die Angst eines Teamkollegen, er wisse, dass das verscharrte Skelett in ein oder zwei Jahren sein eigenes sein könnte (496), verweist auf die anhaltende Gewalt, die die wissenschaftliche Terminologie des "Postconflict" verdeckt.

Deren im "post" ausgedrückte Grundidee, der mit Gewalt ausgetragene Konflikt sei mit einer politischen Transition beendet, stellt Rojas in seinem Beitrag radikal infrage. Er plädiert stattdessen für den Begriff der "Wiederholung", der einem Gewaltverständnis folge, das die in Periodisierungen der Transitionsforschung wie davor/danach unterlegte Grunddifferenz von "normaler" und "abnormaler Gewalt" nicht teilt (255 ff.). Schließlich würden die Gewaltpraktiken in Diktaturen oder Bürgerkriegen nach einem Systemwechsel oder Friedensschluss alleine deswegen fortgeführt, weil die Täter weiterhin an den Schaltstellen der Macht sitzen, Garant nicht nur in Lateinamerika verbreiteter Straflosigkeit (257). Schon diese Kontinuität führe dazu, dass die mit Gewalt etablierte, von der gegenwärtigen Straflosigkeit genährte "Kultur der Angst" (259 ff.) in "Postconflict"-Gesellschaften wie Peru, Guatemala oder Argentinien weiterwirke. Die weiterhin virulente Gewalt sei deshalb kein "Erbe" von Diktatur oder Bürgerkrieg, sondern intendiertes Herrschaftsmittel staatlicher Praxis, weshalb die Rede über "schwache Staaten" von neuen Gewaltformen ablenke (258).

Schließlich sei die noch recht junge ethnografische Forschung zur Gewalt "full of images of repetition" (271), denn Gewalt wird nach Rojas kontinuierlich aktualisiert, sowohl in der Praxis als auch in der Erinnerung überlebender Opfer und ihrer Angehörigen (256). Zudem verankerten die Diktaturen ihre Gewaltpraxis in den von ihnen etablierten "neoliberalen Marktdemokratien" als strukturelle Gewalt (258, 271), wie im Falle Chiles oder Argentinien. Diese These Rojas' mag erklären, warum der Protest der Madres de Plaza de Mayo gegen das staatliche Verschwindenlassen ihrer Kinder heute die Kritik an der sich in der neoliberalen Gesellschaft verschärfenden sozialen Ungleichheit mit einschließe (264 f.). Die Sprache der Menschenrechte liefere daher ein wichtiges Mittel, um die staatlich geförderte Straffreiheit und den von Eliten geführten Versöhnungsdiskurs, die beide die Vergangenheit vergehen lassen wollen, zu stören (255). Da aber die Erinnerung wie die Straflosigkeit Gewalt wiederhole, sei jede säuberliche Trennung in davor/danach absurd und, schlimmer, analytisch irreführend (vgl. 264 f.). Rojas leistet daher auch eine interessante Kritik an anderen Sozialwissenschaften, deren Gewaltaus-

blendungen und/oder -einhegungen der ethnografische Modus begegnen kann.

So kann Sanabria auch strukturelle Gewaltformen wie Armut und Krankheit konkret diskutieren. Seine These, der chronisch schlechte Gesundheitszustand vieler Menschen in Lateinamerika und der Karibik sei v. a. armutsbedingt, begründet er mit der durch transnationale kapitalistische Ausbeutung verschärften Ungleichheit in den Zugangsmöglichkeiten der Bevölkerung zur Gesundheitsversorgung (2007: 217 ff.). Um deren politökonomische Ursachen kulturkritisch untersuchen zu können, ohne die subjektiven Handlungsmöglichkeiten und Deutungsmuster abzuwerten, plädiert er für die oben erwähnte dialektische Analyse materieller und ideeller Aspekte (232; s. a. 358 f.). Nur so ließe sich vermeiden, Armut und Krankheit als nur kulturell bedingt zu deuten, wie es Sanabria an dem "kulturalistischen Zugang" in der Medizinethnologie kritisiert (222 f.).

Schließlich verweisen die in beiden Werken geleisteten Gewaltthematizierungen auch auf künftige Aufgaben. Ein Desiderat scheint in Martínez' Studie zur Ethnologie Ecuadors auf, wenn sie kritisch Fälle thematisiert, bei denen indigene Rechtspraktiken mit Menschenrechten kollidieren (102 f., 104), ein Problem, das m. E. kaum untersucht und reflektiert wurde. Ein weiteres, bereits erwähntes Desiderat verdeutlicht die Metapher Gordillos (461) der "intellectual scars left by the military regime": eine Forschung, die den Einfluss von Gewaltherrschaft auf die ethnologische Wissensproduktion und ihre Folgewirkungen auch vergleichend untersucht. Den damit eröffneten gemeinsamen Erfahrungsräumen wende ich mich abschließend zu.

2.4 Ethnologie und der Erfahrungsraum "Lateinamerika"

Die Idee einer globalen Ethnologie setzt die Wertschätzung und Anerkennung der Gleichwertigkeit anderer Ethnologien voraus, die niemand offiziell bestreiten würde, aber viele Lehrende in den westlichen Ethnologien de facto verweigern, indem deren Geschichte und Arbeiten in der Lehre keinen Platz bekommen. Daher ist der Teil über nationale Ethnologien in Pooles Band ungemein wichtig, führt er doch gut vor Augen, dass die lateinamerikanischen Ethnologien in vielen Aspekten quer zur Praxis in den USA und Europa stehen. Nicht nur hebt ihre duale Position "as both researchers and fellow citizens" (Jimeno: 72) die Subjekt-/Objekt-Dichotomie der westlichen Forschung auf, die geteilte Identität lässt die Arbeit auch explizit politisch

erscheinen (vgl. Alvarado 2009). Insofern hat Nahmad (129) recht, wenn er schreibt, dass die Praxis einheimischer Ethnologie der Disziplin als ganzer helfen werde, die Komplexität der epistemologischen, methodologischen und theoretischen Probleme der Feldforschung wahrzunehmen.

In ihrem Beitrag gehen Varese et al. das Thema der einheimischen EthnologInnen von der aufgenommenen Teilnahme der Indigenen am ethnologischen Diskurs an. Eingangs verweisen sie auf Arguedas, der als Mestize bei Indigenen aufwuchs und fortan beide Identitäten inkorporierte, als einen der ersten indigenen Ethnologen Lateinamerikas (376 f.). Nach Varese et al. war er einer der ersten ausgebildeten EthnologInnen, der selbstbewusst die verachtete indigene Identität annahm und dafür bis heute von Eliten in Peru geächtet wird, z. B. von Vargas Llosa (376). Arguedas' – damals gescheiterter – Versuch, in der Ethnologie andere Epistemologien anzuerkennen, stellt für die Autoren die Vorwegnahme jüngerer Entwicklungen im Felde lateinamerikanischer Ethnologie dar. Sie zeichnen den Weg indigener Intellektueller hin zur Ethnologie nach, wobei sie mit der Konferenz in Barbados 1971 beginnen, in der zum ersten Mal programmatisch über eine gleichberechtigte Beziehung in der ethnologischen Wissensproduktion diskutiert wurde (379). Das Unbehagen indigener Intellektueller hinsichtlich der Ethnologie vergleichen Varese et al. mit den hiesigen Zweifeln an Beschreibungen der Armen und des Nichtwestens von Eliten, Zweifel, die Marx' Kritik begründet hätte (378).

Leider lassen die Autoren im Unklaren, vielleicht willentlich, wie das Verhältnis von indigener und akademischer Ethnologie beschaffen ist, da sie "anthropology" z. B. auch für Forschungen innerhalb des eigenen, sprachlich verfassten Weltbildes verwenden (387 f.), was gemeinhin indigene Ethnografie genannt wird. Deutlich sind sie aber, wenn es um ihren Status geht: Da Indigene inner- und außerhalb der Ethnologie eigenes ethnografisches Wissen produzieren, können sie nicht mehr "Objekt" der Ethnologie sein. An diese Einsicht knüpfen sie die These, dass sich eine dekolonialisierte akademische Ethnologie anderen Epistemologien und einer antiobjektivistischen Ausrichtung nicht mehr verschließen kann, mit der Folge einer unvermeidbaren Koalition von indigenen Ethnologien und akademischer Ethnologie (393).

Das vorher aufzulösende Problem, wie sie implizit zu verstehen geben, stellt die intellektuelle Ungleichheit in der internationalen Ethnologie dar, die sich durch Ausgrenzung infolge diskriminierender Rezeption und Besetzungspolitik sowie mangelnder Anerkennung fachlicher Leistungen erhält; hier

nennen sie u. a. die Bereiche der Ethnohistorie und Linguistik, in denen die Leistungen indigener, auch ethnologisch ausgebildeter Intellektueller nicht anerkannt wird (384). Immer noch gelten Einheimische als Datenbeschaffer, nicht als gleichwertige intellektuelle Partner, was Hsu (1973) schon vor über 35 Jahren kritisierte. Hier hätte es dem Text von Varese et al. gutgetan, wenn sie die wenigen idealisierenden Textstellen – etwa: indigene Rebellen "[had] awakened the ancient indigenous ideals of justice, freedom, and restored deities" (385) – gebrochen hätten, damit diese nicht verwendet werden können, um von ihrer wichtigen Kritik abzulenken.

Dass Indigene die Ethnologie als von der dominanten Gesellschaft entliehenes Werkzeug benutzen, wie Varese et al. (389) schreiben, ist für Ramos' Überlegungen zentral. In ihrem verstörenden Artikel über das Verhältnis zwischen EthnologInnen und Indigenen in Brasilien seit den 1990er Jahren fokussiert sie auf die heutige veränderte Machtsituation. Ihre lakonische These: "Malinowskian-style fieldwork is definitely a thing of the past" (471) begründet sie damit, dass in Brasilien indigene Gemeinden selbst über ein Forschungsvorhaben entscheiden, ohne deren Einwilligung EthnologInnen keine Forschungserlaubnis erhalten (475). EthnologInnen hätten daher keine Kontrolle mehr über das Feld, wenn sie z. B. teilweise extrem hohen Geldforderungen indigener Gemeinde entsprechen müssten, um forschen zu dürfen (471). Auch sei EthnologInnen ihr Interpretationsmonopol abhanden gekommen, als gerade die Jüngeren aus indigenen Gemeinden "a taste for research" (473) entwickelt hätten. Die erst politische Selbstrepräsentation mit dem Begriff der Kultur vervollständige sich heute mit der eigenen Ethnographieproduktion, die durch die Einsicht in die Macht ethnologischen Wissens als Kulturkapital, etwa im Fundraising, motiviert werde (475).

Während indigene Gruppen früher engagierte EthnologInnen brauchten, sei es heute an der Zeit "to disengage anthropology". Dies bedeutet nach Ramos keine Abkehr vom Engagement, sondern seine eigentliche Steigerung. Der "vigor of indigenous will to full agency" (466) verlange den eigenen Rückzug, damit die Menschen, die keine Objekte mehr sein wollen, unseren Platz einnehmen und wir sie willkommen heißen können. Diese Entwicklung sei Zeichen der Reife eines Prozesses der Inkorporation indigener Intellektueller, der bei Boas begonnen habe (480 f.). Damit nun die westlichen Zentren der Ethnologie auf diesen Prozess reagieren, muss das in Brasilien bereits etablierte Moment "zurücksprechender" Indigener erst noch global werden, wobei wir dabei sind, wie Ramos (474)

sagt, diesen Punkt zu erreichen. Die künftige Arbeit der nichtindigenen EthnologInnen bleibt bei Ramos aber leider unklar, weil sie diese nur sehr vage umreißt (s. 476, 479, 480) und ihrer provozierenden Frage nach dem Sinn *unserer* ethnografischen Arbeit angesichts der disziplinären Sättigung mit über 90 Jahre produziertem ethnografischen Material, anhand dessen „all major points“ schon gesagt wurden (479), keine Antwort folgt. Darin liegt aber vielleicht die versteckte Stärke ihres Artikels, weil er uns nach den gut aufgezeigten Folgen der qualitativen Veränderungen in der Forschungskonstellation mit der Frage nach dem Sinn heutiger ethnologischer Arbeit alleine lässt.

Die Sinnfrage motiviert schließlich auch den Versuch einer konzeptionellen Neubestimmung von „Lateinamerika“, weil ihr traditionell räumlich begrenzter Begriff im 21. Jahrhundert sinnlos scheint. Sanabria stellt die unbegründete, also selbstverständliche Inkorporation der Karibik schon visuell vom Titelfoto her, das Menschen zeigt, die auf eine Landkarte Haitis weisen. Seine implizite Begründung für die kulturgeografische Erweiterung ist, dass sich infolge der spanischen Eroberung ein historischer Erfahrungsraum herausgebildet habe, dessen sozialer Zusammenhang heute, aufgrund der Präsenz von Millionen von Latinas/os, die in Nordamerika leben, so stark wie nie ist (2007: xv, 17). Unter Rückgriff auf die Differenz vom räumlichen „space“ zum „place“ als gelebter Raum (20f.), diskutiert er das Konzept des Kulturareals (47), das zwar problematisch sei – wegen der Implikationen von „boundedness“, Stabilität, Essentialismus –, aber heuristisch immer noch nützlich sein könnte, weil es einen sinnvollen Bezugsrahmen stiftet. Notwendig sei aber, ein Kulturareal als inhärent diskontinuierlich zu verstehen, wie sich bewegende „Inseln“ bedeutsamer kultureller Interaktionen. Nur so könnten rezente Phänomene wie die im Entstehen begriffene Pan-Latino-Identität, etabliert durch transnationalen Medienkonsum von Telenovelas oder Musik, untersucht werden (336, 342 ff., 384). Sein Verweis auf den u. a. von Stephen etablierten Begriff der „Las Américas“ (21 f.) führt zu ihrem Beitrag in Pooles Sammelband.

Für Lynn Stephen ist neben der massiven Präsenz von Latinas/os in den USA (427) die soziopolitische Verbindung zwischen den USA, Lateinamerika und der Karibik zentral. Allein die Hegemonie der USA, die mit ihrer Außenpolitik das Leben der Menschen in diesem Raum wesentlich beeinflusst, stiftet einen gemeinsamen Raum. Daher sieht Stephen unsere Aufgabe darin, „to rethink how US empire and global hegemony are part and parcel of the field within which we operate and participate as na-

tives and citizens“ (426), was die Forschungsposition eines Außenseiters für US-EthnologInnen in Lateinamerika aufheben würde. Angesichts des geteilten transnationalen Raumes, in dem Subjekt und Objekt eins werden, gilt es nun, unsere Konzepte und Methoden zu modifizieren (426).

Zur Benennung dieses gemeinsamen Erfahrungsraums schlägt sie den „spanglishen“ Begriff „The Américas“ vor. Stephen kritisiert damit die Vorstellung des Nationalstaates als Container, die transnationale Prozesse, Identitäten und Institutionen für unbedeutend hält, wobei die Nation aber, wegen ihrer Etablierung wirkmächtiger sozialer Kategorien, einen zentralen Platz in der ethnologischen Analyse behalten soll (426). Dies ist auch der Grund, warum sie „transborder“ vor „transnational“ bevorzugt, weil er die Erfahrung des Passierens physischer und kultureller Grenzen anzuzeigen vermag (vgl. 428 ff.). Für Stephen ist entscheidend, dass sich die Beziehungen und Machtverhältnisse im Felde zugunsten der Einheimischen gewandelt haben, sukzessive das Subjekt-/Objekt-Verhältnis destabilisierend (442). Zuletzt hat sich dieser gemeinsame Erfahrungsraum mit Gewalt aufgedrängt, wie Stephen über die beiden „11. September“ schreibt.¹⁸

Das innovative Konzept „The Américas“ kann den aktuellen Migrationsprozessen oder geteilten Gewalterfahrungen besser gerecht werden, als die vorgängige enggefasste Raumschablone. Wenn Stephen die Idee einer geteilten Bürgerschaft in ihren Überlegungen stark macht, um die klassische Trennung von Subjekt und Objekt aufzuheben, leistet sie dazu eine wesentliche Modifikation des Konzeptes „Ethnologie“. Daher sind Stephens und Sanabrias Überlegungen zum Feld „Lateinamerika“ sehr anregend, wenn wir die transnationale Erfahrungsdimension konzeptuell berücksichtigen wollen, zumal deren methodische Berücksichtigung mit der gut entwickelten „multisited“-Feldforschungspraxis weiter ist.

Beide AutorInnen haben das Verdienst, auf eine wichtige künftige Arbeit hinzuweisen – künftig nicht nur, weil es in beiden Werken nicht gelingt, Kanada mit einzubeziehen, bei Poole die Karibik außen vor bleibt, wie sie selbst sagt (6; s. a. Stephen: 442, Fn. 1), so dass ihre Programmatik noch einzulösen ist. Künftig ist sie aber auch, weil die hinter ihren Überlegungen stehende Denkfigur zu sehr auf die USA fokussiert bleibt, es diese noch konsequent

18 „Perhaps with the kind of post-September 11 society we now live in here in the United States, US anthropologists and others can begin to understand the kinds of priorities and perspectives generated by the other September 11, 1979 [sic] in Chile and related situations in other countries at other times“ (439; vgl. Dorfman 2010).

zu denken gilt, denn: wie steht es etwa mit Spanien? Gehört Spanien nicht zum lateinamerikanischen Erfahrungsraum, sowohl historisch als auch wegen der seit den 1990er Jahren angeschwollenen Immigration aus Lateinamerika?¹⁹ Und was ist mit der karibischen Emigration nach Großbritannien? Oder Westafrika? Oder Indien, wenn Sanabria z. B. ein Nahrungstabu auf Trinidad diskutiert (262 ff.), das er als Folge der “Indian (and specifically Hindu) cultural influence” (262) in der Karibik ausmacht? Überhaupt Asien: Es fällt auf, dass weder Sanabria noch die AutorInnen Poolles die asiatisch-lateinamerikanische Bevölkerung berücksichtigen, sie nur selten überhaupt genannt wird, weshalb es eine wichtige Aufgabe künftiger Ethnologie sein wird, alle in Lateinamerika lebenden Gruppen substantiell zu berücksichtigen (s. etwa Mera 1998).

Eine Konzeption “Lateinamerikas”, die diesen Fragen gerecht werden kann, wird für die allgemeine Ethnologie theoretisch und methodisch ein wichtiger Schritt sein. Für diese unausweichliche Neubestimmung, wenn wir den neueren sozialen und theoretischen Entwicklungen konzeptionell folgen wollen, geben Sanabrias und Stephens Versuche einen wichtigen Anstoß. Dabei bietet sich der Erfahrungsraum “Lateinamerika” für solche Überlegungen wunderbar an, ist doch “das Besondere” an Lateinamerika tatsächlich “its unsettling diversity” (Poole: 6).

Ausblick

Es hat nach “Writing Culture” und “Anthropology as Cultural Critique” gut 20 Jahre gedauert, bis die kritisch-postmodernen Einsichten in die Subjekt- und Machtgebundenheit ethnologischer Arbeit über die analytische Synthese ideeller und materieller Realitätsaspekte zu veränderten Arbeitsformen geführt haben.

Innovativ sind die beiden vorliegenden Überblickswerke zu Lateinamerika hinsichtlich der disziplinären Zukunft der Ethnologie. Sanabrias und Poolles weitestgehender Verzicht auf traditionelle Gesellschaftsbereiche, bei gleichzeitig höherer Demut in der Analyse, ist nicht nur wie ein Appell zu komplexen gesamtgesellschaftlichen Analysen, es bereitet auch den Weg zur vorbehaltlosen Rezeption von Quellen und Methoden anderer Disziplinen. Die stärker thematisch-spezifische Ausrichtung ermöglicht es eben, gesellschaftliche wie diskursive “Verschiebungen und Kontinuitäten sichtbar [zu

machen], die beim Anlegen eines statischen Rasters (Politik/Gesellschaft/Kultur o. Ä.) ... verdeckt blieben” (Fischer und Lorenz 2009: 14). Mit dem in beiden Werken aufscheinenden Arbeitsmodell einer transdisziplinären und selbstreflexiven, auf Beziehungen fokussierte Analyse wird die künftige Ethnologie als eine Art Metawissenschaft entworfen.

Die polyphone Herangehensweise von beiden Verantwortlichen wird der analytischen Einsicht in die subjektive und konfliktive Interessenlage in Feld und Wissenschaft gerecht. Daher sind beide Werke von einer “postmodernen” Sensibilität für Differenz, von reflexiven und selbstkritischen Perspektiven geprägt. So hat Sanabria sein Ziel, dass LeserInnen durch die Textgestaltung reflektieren können, wie theoretische und methodische Entscheidungen die Interpretationen bestimmen (xv), konsequent verfolgt. Insofern mögen beide Werke als neue Art “Lehrbuch” erscheinen, ist ihr Verständnis von einem Lehrbuch verglichen mit dem klassischen – “Grundwissen” systematisch aufzubereiten – doch innovativ. Ihre Leistungen auf diesem Feld, ein Modell für kritisch-postmoderne Lehrbücher “erfunden”, diesen scheinbaren Widerspruch glänzend aufgelöst zu haben, sind bemerkenswert.

Die relativ zeitgleiche Publikation beider Werke ist für Forschung und Lehre zu Lateinamerika ein Glücksfall, weil sie sich aufs Beste ergänzen. Die unterschiedliche Anlage als Monographie bzw. Sammelband vermag ihre jeweiligen genrebedingten Schwächen perspektivischer Einseitigkeit bzw. Inkohärenz auszugleichen. Aber auch wegen ihrer teilweise sehr unterschiedlichen thematischen Bezüge und Bezugsrahmen komplettieren sich beide Werke. In der Summe stellen sie für an Lateinamerika interessierte Studierende, EthnologInnen, WissenschaftlerInnen und Laien wichtige, hilfreiche und innovative Beiträge zum Feld der lateinamerikanischen Ethnologie im frühen 21. Jahrhundert bereit.

Die beiden Arbeiten sind gerade für den deutschsprachigen Raum wichtig, sind hier doch viele intolerante Vorbehalte gegenüber kritischer und postmoderner Ethnologie üblich, so etwa bei Braukämper (2002: 301), der seinem Wunschdenken freien Lauf lässt und diese für beendet erklärt, um gleich beim “science as usual” (Bräunlein und Lauser 1992: V) zu bleiben. Damit wird einem die Möglichkeit genommen, eine reichhaltige, gerade in Lateinamerika wichtige Tradition kennenzulernen, was einem demokratischen Verständnis von Wissenschaft zutiefst widerspricht.

Interessant ist schließlich, dass Poole in der politischen Qualität lateinamerikanischer Ethnologie eine Sinnquelle für die Erneuerung der gesell-

19 Vgl. Erdheim (1994: 352); Arguedas (1968: 92 f.); Goldberg (2007).

schaftlichen Relevanz westlicher Ethnologie sieht, für einen künftigen Weg “to reclaim the political, philosophical, and ethical relevance of anthropology in the current moment” (5). Die beiden Werke zeigen uns das Potential der Ethnologie, ethnografisch informierte und theoretisch komplexe Gesellschaftskritik zu leisten.

Ich danke Laura Glauser für die Gespräche und ihre kritische Lektüre des Manuskripts.

Zitierte Literatur

- Alonso, Ana M.**
2008 Borders, Sovereignty, and Racialization. In: D. Poole (ed.); pp. 230–253.
- Alvarado Leyton, Cristian**
2006 Allianzbeziehungen der Patenschaft. Zur zentralen Machttechnik verwandtschaftlich gestalteter Patronage von Eliten kapitalistischer Verhältnisse. Hamburg: Lit Verlag. (Interethnische Beziehungen und Kulturwandel, 59)
2007 Kapitaleliten und ihr meritokratischer Mythos. Zur Verbindung des marxischen und bourdieuschen Kapitalbegriffs als Grundlage für eine kritische Elitenforschung. *Zeitschrift für kritische Theorie* 24/25: 101–129.
2009 Native Anthropology. Kritische Ethnographie einer Debatte um den Zweck der Ethnologie. Berlin: Lit Verlag. (Interethnische Beziehungen und Kulturwandel, 66)
- Arguedas, José María**
1968 Las comunidades de España y del Perú. Lima: Universidad Nacional Mayor de San Marcos.
- Arocha, Jaime, and Adriana Maya**
2008 Afro-Latin American Peoples. In: D. Poole (ed.); pp. 399–425.
- Barragán, Rossana**
2008 Bolivia. Bridges and Chasms. In: D. Poole (ed.); pp. 32–55.
- Braukämper, Ulrich**
2002 Trauma einer Ethnologen-Generation? – Die Tagung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde in Göttingen 1969. *Zeitschrift für Ethnologie* 127: 301–319.
- Bräunlein, Peter J., und Andrea Lauser**
1992 Einleitung. *Kea* 4: I–V.
- Briones, Claudia, and Rosana Guber**
2008 Argentina. Contagious Marginalities. In: D. Poole (ed.); pp. 11–31.
- CONADEP (Comisión Nacional sobre la Desaparición de Personas) (ed.)**
2008 Nunca más. Informe de la Comisión Nacional sobre la Desaparición de Personas. Buenos Aires: Eudeba.
- Contreras Hernández, Jesús**
1985 Subsistencia, ritual y poder en los Andes. Barcelona: Editorial Mitre.
- Dominguez, Virginia**
2008 Mutuality and Reciprocity in Situations of Marked Inequality. Dilemmas of and Concerning US Anthropology in the World. (Vortrag; 10. EASA-Konferenz “Experiencing Diversity and Mutuality,” Ljubljana, 26.–29. August 2008.)
- Dorfman, Ariel**
2010 Der letzte 11. September. In: C. Alvarado Leyton (Hrsg.), Der andere 11. September. Gesellschaft und Ethik nach dem Militärputsch in Chile; pp. 253–256. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Erdheim, Mario**
1994 Zur Problematik kultureller Identität. I. Gibt es eine lateinamerikanische Identität? In: M. Erdheim, Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur. Aufsätze 1980–1987; pp. 345–354. Frankfurt: Suhrkamp Verlag. (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 654).
- Fischer, Torben, und Matthias N. Lorenz**
2009 Zu Anlage und Benutzung. In: T. Fischer et al. (Hrsg.), Lexikon der “Vergangenheitsbewältigung” in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945; pp. 13–15. Bielefeld: Transcript.
- French, Brigitte M.**
2008 Guatemala. Essentialisms and Cultural Politics. In: D. Poole (ed.); pp. 109–127.
- Goldberg, Alejandro**
2007 Tú, sudaca. Las dimensiones histórico-geográficas, sociopolíticas y culturales alrededor del significado de ser inmigrante (y argentino) en España. Buenos Aires: Prometeo Libros.
- Gordillo, Gastón**
2008 Places and Academic Disputes. The Argentine Gran Chaco. In: D. Poole (ed.); pp. 447–465.
- Hale, Charles R.**
2008 Collaborative Anthropologies in Transition. In: D. Poole (ed.); pp. 502–518.
- Harris, Olivia**
2008 Alterities. Kinship and Gender. In: D. Poole (ed.); pp. 276–302.
- Harvey, Penelope**
2008 Language States. In: D. Poole (ed.); pp. 193–213.
- Hayden, Cori**
2008 Vinculacions. Pharmaceutical Politics and Science. In: D. Poole (ed.); pp. 303–324.
- Hsu, Francis L. K.**
1973 Prejudice and Its Intellectual Effect in American Anthropology. An Ethnographic Report. *American Anthropologist* 75: 1–19.
- Jimeno, Myriam**
2008 Colombia. Citizens and Anthropologists. In: D. Poole (ed.); pp. 72–89.
- Klenke, Karin**
2003 Rezension von Bettina Beer, Körperkonzepte, interethnische Beziehungen und Rassismustheorien. Eine kulturvergleichende Untersuchung. Berlin 2002. *Zeitschrift für Ethnologie* 128: 327–332.
- Lackner, Michael, und Cristian Alvarado**
2009 Kultur und Rasse nach dem Nationalsozialismus. Ein Gespräch mit Michael Lackner über Hermann Baumann als akademischer Lehrer.
<http://www.ethno-im-ni.uni-hamburg.de/download/lackner_alvarado_baumannslehrer.pdf> [18.08.2010]

Martínez Novo, Carmen

- 2008 Ecuador. Militants, Priests, Technocrats, and Scholars. In: D. Poole (ed.); pp. 90–108.

Mera, Carolina

- 1998 La inmigración coreana en Buenos Aires. Multiculturalismo en el espacio urbano. Buenos Aires: Eudeba.

Nahmad Sittón, Salomón

- 2008 Mexico. Anthropology and the Nation-State. In: D. Poole (ed.); pp. 128–149.

Poole, Deborah

- 2008 Introduction. In: D. Poole (ed.); pp. 1–7.

Poole, Deborah (ed.)

- 2008 A Companion to Latin American Anthropology. Malden: Blackwell Publishing. (Blackwell Companions to Anthropology, 6)

Ramos, Alcida Rita

- 2008 Disengaging Anthropology. In: D. Poole (ed.); pp. 466–484.

Rojas Pérez, Isaías

- 2008 Writing the Aftermath. Anthropology and “Post-Conflict.” In: D. Poole (ed.); pp. 254–275.

Sanabria, Harry

- 2007 The Anthropology of Latin America and the Caribbean. Boston: Pearson Education.

Sanford, Victoria

- 2008 On the Frontlines. Forensic Anthropology. In: D. Poole (ed.); pp. 485–501.

Seligmann, Linda J.

- 2008 Agrarian Reform and Peasant Studies. The Peruvian Case. In: D. Poole (ed.); pp. 325–351.

Stephen, Lynn

- 2008 Reconceptualizing Latin America. In: D. Poole (ed.); pp. 426–446.

Taussig, Michael

- 2003 Law in a Lawless Land. Diary of a *limpieza* in Colombia. New York: New Press.

Varese, Stefano, Guillermo Delgado, and Rodolfo L. Meyer

- 2008 Indigenous Anthropologies beyond Barbados. In: D. Poole (ed.); pp. 375–398.

Wade, Peter

- 2008 Race in Latin America. In: D. Poole (ed.); pp. 177–192.

Walsh, Casey

- 2008 Statistics and Anthropology. The Mexican Case. In: D. Poole (ed.); pp. 352–371.

Yelvington, Kevin A.

- 2001 The Anthropology of Afro-Latin America and the Caribbean. Diasporic Dimensions. *Annual Review of Anthropology* 30: 227–260.

